

Zeppelin Universität

Lehrstuhl für Soziologische Theorie

Prof. Dr. phil. habil. Maren Lehmann

Bachelorarbeit

**Der Querulant.  
Untersuchung einer Sozialfigur**

Bearbeitet von: Lena Kasten

Immatrikulationsnummer: 13101181

Studiengang: CCM

Semester: Spring 2017

Betreuerin: Prof. Dr. phil. habil. Maren Lehmann

Abgabedatum: 20.05.2017

Kontakt: l.kasten@zeppelin-university.net

»Klappere, Mühle, klappere, dachte er, du klapperst nur für mich.«

*Franz Kafka, Das Schloß, 1926*

»Wer sich mit der Administration abgibt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein.«

*Johann Wolfgang von Goethe in einem Brief an Charlotte von Stein, 1786*

»Könnt Ihr das Recht nicht erlangen, so ist kein anderer Rat da denn das Unrecht erleiden.«

*Heinrich von Kleist, Lutherbrief in Michael Kohlhaas, 1810*

## **Abriss**

Der Querulant kann es *einfach nicht gut sein lassen*. Sein basales Problem, das in verschiedenen Kontexten auftreten und diverse Gestalten annehmen kann, liegt in der Diskrepanz zwischen Behauptetem und Tatsächlichem, zwischen Soll- und Ist-Zuständen. Erstere fordert er, zum Leid aller Beteiligten, vehement ein. Er erhebt Widerspruch, meldet sich zu Wort und erwartet von der bestehenden Ordnung(-svarianz), genau die Ordnung einzuhalten, die sie verspricht. Das ist mehr als sie aushalten kann, weshalb der Querulant zum Störenfried wird. Er schafft Unruhe, er verkörpert das, was man einen ‚Quälgeist‘ nennt, steht für Eigenschaften, die sonst trotzig, bockigen, von Seiten der Pädagogik als lernresistent eingestuften Kindern zugeschrieben werden. Der Querulant möchte etwas erreichen oder genauer: korrigierend ausgleichen. Er hat ein Ziel und die Überzeugung, dieses erreichen zu können. Ähnlich wie der Projektmacher, der von Projekt zu Projekt agiert, prozessiert der Querulant von Einspruch zu Einspruch, von Schreiben zu Schreiben, von Prozess zu Prozess. Er ist ‚päpstlicher als der Papst‘, kennt seine Rechte aufs Genaueste und erkennt die (administrativen, kommunikativen und medialen) Wege, die ihm zur Verfügung stehen, um sie bemerkbar einzufordern. Die Querulanz als Verhaltensform ist also von ihrer umgangssprachlich gebräuchlichen, pejorativen Wortbedeutung zu differenzieren. Der Querulant ist nicht der quälend korrekte Nachbar, der passioniert auf die Einhaltung der Kehrwoche insistiert; ist nicht der Spießbürger mit Hang zum Cholerischen bei variierender Grashalmlänge - er ist kein genuiner Pedant, was jedoch nicht heißen soll, dass die genannten Typen keine potentiellen Querulanten sind. Wahrscheinlich sind sie bei entsprechendem Anlass sogar prädestiniert für querulierendes Verhalten, denn auch die Querulanz ist analog zu ihren Verhaltensformen: absolut, kompromisslos und vereinnahmend. In seinen hartnäckigen Bestrebungen, Abweichendes zu korrigieren, wird der Querulant selbst zur größten Abweichung und, wie gezeigt wird, dadurch zum (eingeschlossenen) Ausgeschlossenen. Die als Querulanz bezeichnete Verhaltensform ist, wie diese Arbeit zu zeigen versucht, eine ‚idiosynkratische Reaktion‘ auf identitäre Differenzenerfahrungen mit den möglichen Ausgängen der ‚gewaltvollen Entladung‘ oder der ‚totalen Resignation‘, sollte der Glaube an das Gelingen des Vorhabens endgültig verloren sein. Solange der Glaube oder die Überzeugung besteht, solange sich der Querulant positive Chancen errechnet, ist er eine Figur der Revision, der Wiederholung und setzt durch zirkuläre Verfahren lineare Kausalitäten auf den Prüfstand.

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>I</b>	<b>Einleitung</b>	1
<b>II</b>	<b>Querulanz als:</b>	
	a) ... (Neben-)Produkt preußischer Sozialsteuerung	4
	b) ... Konstruktion psychiatrischer Diagnostik	15
	Exkurs: Weibliche Querulanz: Einbruch statt Ausbruch	21
<b>III</b>	<b>Die Anatomie des Querulanten</b>	
	a) Motiv(-ation) / Ausbruch	24
	b) Legitimation / Ausgang	36
<b>IV</b>	<b>Querulanz im ‚Schloss‘</b>	
	a) Die gräfliche Behörde als formale Organisation	44
	b) K(afka)s ambivalente Querulanz	58
<b>V</b>	<b>Fazit</b>	75
<b>VI</b>	<b>Ausblick - Vagabundierende Querulanten</b>	76
<b>VII</b>	<b>Literaturverzeichnis</b>	79

## I Einleitung

»Von Foerster: What happens if there is  
no goal?

Shannon: If there is no goal, the machine  
establishes a periodic path, searching for the goal; that is,  
it gradually works out a path which goes  
through every square and tries every  
barrier, and if it doesn't find the  
goal throughout every square,  
the path is repeated over  
and over again  
[...].

Frank: It is all too human.«<sup>1</sup>

Theseus, die Plastikmaus in Claude E. Shannons »maze-solving machine«<sup>2</sup>, findet sich in vergleichbar zirkulären Vorgängen wie der Querulant wieder. Anders als Theseus lernt der Querulant jedoch scheinbar nicht ‚dazu‘. Die gewonnenen Erfahrungswerte aus dem Prinzip des »trial-and-error learning«<sup>3</sup> zeigen bei ihm keinen Lerneffekt, wohingegen sie es Theseus ermöglichen »Stadtpläne auch ohne Ariadnefaden zu optimieren«<sup>4</sup> und es dem Informationstheoretiker und Chefmathematiker der *Bell Telephone Labs* Claude Shannon gerade damit gelang das Telefonnetz Amerikas zu optimieren. Die gewonnenen Erfahrungswerte zeigen beim Querulanten keinen ersichtlichen Lerneffekt, da er im Gegensatz zur elektromagnetischen Maus nicht vergessen kann. Die Funktion des Vergessens ist für die Maus jedoch essentiell, denn Theseus kann sich nur an räumliche Strukturveränderungen innerhalb des 25 Quadranten-Labyrinths anpassen, weil er dank spezieller Mechanismen vergessen kann, um neu lernen zu können und das heißt, auch Gelerntes wieder verlernen kann<sup>5</sup>. Einmal am Ziel angelangt, findet Theseus dieses immer wieder; die Maus erinnert sich an den Weg und findet ihn von jedem Startpunkt des Labyrinths aus nach nur wenigen, orientierenden Fehlanstößen, die zu einem bekannten Punkt des gelernten Zielwegs zurückführen, wieder. Durch das Umstellen einer Trennwand, wird der gesamte, eben

---

<sup>1</sup> Shannon 1952, S. 179.

<sup>2</sup> Ebd., S. 173.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Kittler 1995, S. 229f.

<sup>5</sup> Vgl. Lehmann 2011c, S. 117ff.

noch gelernte und gerade erinnerte Zielweg obsolet. Die Maus muss aus der »goal strategy« (das memorierte Abfahren des bekannten Zielwegs) zurück in die »exploring strategy«<sup>6</sup> wechseln, um den neuen Weg abfahren zu können, d.h. die Maus muss den erlernten (d.h. er-fahrenen) Zielweg vergessen, um den neuen Weg erkunden zu können<sup>7</sup>, um von wo auch immer, aber immer bei Null, starten zu können.

Shannon gibt hierfür ein Beispiel: Der vorgegebene, von der Maus ermittelte und daher erinnerte Zielweg läuft über eine A-B-C(-Ziel) Sequenz. Wird nun aber die C-Ziel Sequenz mit einer D-A Sequenz ausgetauscht, verfällt die Maus in einen Teufelskreis der Effizienz<sup>8</sup>. Sie fährt den ihr bekannten Weg pausenlos, rekursiv weiter, gelangt über D zu A zu B zu C wieder zu D und immer so fort. Sie verfällt in eine »Ziel-D-Verwechslung«<sup>9</sup> und wird neurotisch<sup>10</sup>. Damit aus der beschriebenen Situation kein endloser Prozess wird, wurde die Maus mit einem »anti-neurotic« Mechanismus versehen: Die Maschine, d.h. jeder der 25 Quadranten, ist mit einer »memory function[s]«<sup>11</sup> ausgestattet, welche die nicht-zielführenden Bewegungen (*errors*) zählt, und den Ausbruch aus dem Teufelskreis, den Schaltwechsel in die *exploring strategy*, nach dem Überschreiten einer Fehlerzahl, evoziert. Die Maus merkt also nicht, dass sie neurotisch oder gar »psycho« wird, sie merkt nur »that it has been [...] too long«<sup>12</sup>.

In seinem idiosynkratischen Moment merkt das auch der bis zu diesem Punkt noch nicht-Querulant und bricht, wie sich später zeigen wird, in auffällig sozialfigürlicher Verwandtschaft zum Amokläufer, aus - die Querulanz beginnt. Nach seinem Ausbruch findet er sich jedoch in ebenso zirkulären Strukturen wieder. Wenn Maren Lehmann feststellt, dass sich die Maus »bestenfalls [...] in ihrer A-B-C-D-A-B-C-D-...-Neurose einlebt [...] denn sie ist dadurch an das Labyrinth bestens angepasst; sie erreicht das Ziel zwar nicht, aber ihre Sensibilität richtete sich ja nur auf das ‚feeling‘ des Anstoßens an etwas, ganz gleich, ob das eine Wand oder ein Ziel war«<sup>13</sup>, dann scheint es, als würde

---

<sup>6</sup> Shannon 1952, S. 178.

<sup>7</sup> Lehmann 2011b, S. 105.

<sup>8</sup> Ebd., S. 104 sowie Shannon 1952, S. 175.

<sup>9</sup> Lehmann 2011b, S. 104.

<sup>10</sup> Shannon 1952, S. 175.

<sup>11</sup> Ebd., S. 176.

<sup>12</sup> Ebd., S. 175.

<sup>13</sup> Lehmann 2011b, S. 105. Vgl. für das Einrichten in Neurosen vgl. Franz Kafkas Erzählung ‚Der Bau‘ (1923/24) in Kafka, Franz: Die Verwandlung und andere Tiergeschichten, Berlin: Buchverlag Der Morgen, 1986.

beim Querulanten der präventive Mechanismus der endlosen Wiederholungsvermeidung nicht greifen und er sich deswegen in ebenso neurotischem Kreislauf, zumindest bis zum potentiell erneuten, unvorhersehbaren Ausbruch, bewegen. Aus der Vogelperspektive der um das Labyrinth stehenden Beobachter, stößt der querulierende, vielleicht auch neurotische Theseus, bildlich gesprochen, unermüdlich gegen Wände, irritierenderweise, ohne aufgrund der zahllos erfahrenen *errors* seine Strategie zu wechseln oder das Ziel zu erreichen; und es scheint so, als wäre gerade das Hindernis sein Ziel. Aus der querulatorischen *goal strategy* gibt es kein zurück(-schalten). Das heißt jedoch nicht, dass er nicht lernt. Um weiterzukommen, muss Theseus immer die sensorische Entscheidung treffen, ob er gegen eine Wand, das Ziel oder gar einen anderen Theseus stößt - dementsprechend muss sich auch der Querulant entscheiden gegen was oder wen er stößt - Wand oder Ziel. Der Richtungswechsel bleibt also nicht aus, weil der Querulant wie ferngesteuert blind handelt oder nicht zwischen Hindernis und Ziel unterscheiden kann, er verwechselt sie auch nicht, sondern: »[e]r [Theseus oder der Querulant LK] nimmt das Ziel immer auch als Hindernis. Er lernt«<sup>14</sup>.

Parallel zum neurotischen Kreislauf in Theseus' maze, lassen sich surreale labyrinthische (Raum-)Strukturen in vielen von Kafkas Erzählungen oder Romanen beobachten. Auf der Suche nach *seiner* bzw. überhaupt *einer* festen Position in der sozialen Ordnung des Dorfes versucht K. in Kafkas Romanfragment *Das Schloß* mehrmals ins Schloss, der vermeintlichen Zentrale der gräflichen Behörde zu kommen, jedoch ohne Erfolg. Das Schloss, so Joseph Vogl »ist nichts anderes als die Schwelle zum Schloss«<sup>15</sup> und der Schloss-Raum, insbesondere die unübersichtliche Anzahl an Kanzleien, präsentiert sich als »eine endlose Serie von Barrieren und Schranken«<sup>16</sup>. K.s unerreichtes Ziel ist nicht nur Hindernis, denn der Schlossraum, so resümiert Vogl »ist diese [...] Barriere selbst«<sup>17</sup>, sondern besteht in sich aus einer potenzierten Serie von Hindernissen, ununterscheidbarer Barrieren und Schranken, also auch aus Zielen.

Wie der Querulant sein Ziel zu erreichen sucht, welche Auslöser ihn dazu bringen ein Ziel zu formulieren und die möglichen Ausgänge seiner Vorhaben werden Gegenstand der folgenden Kapitel sein.

---

<sup>14</sup> Lehmann 2011b, S.115.

<sup>15</sup> Vogl 2014b, S.103.

<sup>16</sup> Ebd., S.112.

<sup>17</sup> Ebd.

## **II Querulanz als:**

### **a) (Neben-)Produkt preußischer Sozialsteuerung**

Der kulturhistorische Gang durch die verschiedenen (Wissens-)Kontexte, in denen die Querulanz beobachtet wurde, kann als eine Geschichte der Reflexion über sich auf öffentlichem und somit meist rechtlichem Wege widersetzende Individuen in einer immer stärker bürokratisch-administrativen ausgeprägten, und das heißt generalisiert verwalteten, Welt gelesen werden. Um ein umfassendes Bild der Querulanz - genauer: ihrer Personifikation, der Sozialfigur des Querulanten - zu gewinnen, muss ihre Entstehungsgeschichte hin zu ihrer Pathologisierung kultur- und medienhistorisch beschrieben und analysiert werden, um anschließend querulierendes Verhalten und Praktiken der Querulanz theoretisch diskutieren zu können. Folgt man Stephan Moebius und Markus Schroer in ihrer Definition von Sozialfiguren, dann wird der Erkenntnisgewinn einer historischen Analyse für die Untersuchung ersichtlich. Es handelt sich, so Moebius und Schroer um »zeitgebundene historische Gestalten«, die »in bestimmten Epochen hervorgebracht werden«, sich durch »typische Praktiken« auszeichnen, aus ihren genetischen Sphären heraus »vagabundieren« und so einen Blick auf die »aktuelle Kartographie des Sozialen«<sup>18</sup> ermöglichen. Es geht also um Figuren, die in einem spezifischen, historischen Kontext auftauchen, dort spezielle Techniken und Wissen akquirieren, eine Entwicklung durchlaufen und so in verschiedenen, d.h. in mehreren gesellschaftlichen Kontexten beobachtbar sind.

Der sozialhistorische Ort, an dem die Geschichte und daher auch die hier angestrebte Analyse querulierender Individuen beginnen, ist das Preußen des ausgehenden 18. Jahrhundert.<sup>19</sup> Nicht zufällig verortet der Literaturwissenschaftler und Medientheoretiker Friedrich Kittler die Entstehung des ‚Subjekts‘ ebenfalls in dieser Zeit - explizit »in Deutschland«<sup>20</sup> - und gleichsam wachsen die preußischen Aktenberge

---

<sup>18</sup> Vgl. Moebius, Schroer 2010, S.7ff.

<sup>19</sup> Querulatorische Verhaltensformen existierten mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits in früheren Kontexten und (Rechts-)Strukturen unter anderen Namen oder Bezeichnung. Die erste gesetzestextliche Nennung des Querulanten setzt an dieser Stelle den Ausgangspunkt der Analyse.

<sup>20</sup> Vgl. Kittler 1988, S. 402.



laut der Rechtshistorikerin Cornelia Vismann nicht zufällig ins Unermessliche<sup>21</sup>. Die Verbindung dieser drei Beobachtungen, ihre Auswirkung auf die Genese der Sozialfigur des Querulanten sowie ihr Auftreten, das sich »nahezu ausschließlich im **deutschen Sprachraum** (*Hervorhebung der Autorin*)<sup>22</sup>«<sup>23</sup> ereignet, soll im Folgenden unternommen werden.

Die Verhaltensform, die seit 1793 und der Veröffentlichung des *Publicandum wegen Bestrafung muthwilliger Querulanten* als Querulanz bezeichnet wird, trat wie alle Unruhe stiftenden Verhaltensformen bereits vor ihrer juristischen Erfassung an der Epochenschwelle um 1800 auf. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurden Edikte, Gesetze und Publicandi erlassen, um dem massenhaften Anstieg von Suppliken durch Aufklärung (und Abschreckung) entgegenzuwirken. In diese Reihe von öffentlichen rechtlichen Erlässen lässt sich auch das *Publicandum wegen Bestrafung muthwilligen Querulanten* einordnen, dessen Maßnahmen jedoch ohne erkennbaren Erfolg blieben<sup>24</sup>. Sie blieben ohne (spürbaren) Erfolg, weil die Masse an Reformen gerade zu der juristischen und pädagogischen Staatsordnung führt, die den Querulanten als »systemimmanente[n] Typus«<sup>25</sup> bedingt. Der Querulant ist, und das ist die These, die im Folgenden diskutiert werden soll, ein Produkt preußischer Sozialsteuerung und ihrer rechtsstaatlichen wie pädagogischen Regulierungsmaßnahmen<sup>26</sup>, dessen Form, parallel zur Beschreibung des (Rechts-)Subjekts »im Medium der Öffentlichkeit [...] eine Form des Unterlaufens des Gehorsams durch Mündigkeit«<sup>27</sup> ist.

Das am 12. Juli 1787 unter Friedrich Wilhelm II. veröffentlichte *Publicandum wegen Bestrafung muthwilligen Querulanten* war eine Reaktion auf das sich häufende Phänomen der Querulanz mit aufklärerischer Bestrebung, denn es beginnt mit der Feststellung, »daß dieses Übel noch bis jetzt nicht völlig ausgerottet seyn müsse; weil es sich noch sehr häufig ereignet, daß besonders Leute aus den Bauer- und gemeinen Bürgerstände sich einer ungezügelter Prozeßsucht überlassen«, um in dieser ‚Sucht‘,

---

<sup>21</sup> Vgl. Vismann 2011, S. 232.

<sup>22</sup> Hervorhebungen des Autors oder der Autorin werden im weiteren Verlauf mit H.d.A. abgekürzt.

<sup>23</sup> Dinger 1991, S. 14.

<sup>24</sup> Vgl. Gaderer 2012, S. 19ff.

<sup>25</sup> Vgl. Gaderer 2013a, S. 055.

<sup>26</sup> Ebd., S. 054.

<sup>27</sup> Lehmann 2011a, S.89, 94.

und darauf kommt es an, »unablässig fortzufahren«<sup>28</sup>. 19 Paragraphen sollten über querulierendes Verhalten und dessen rechtliche Konsequenzen wie Zuchthausstrafen für erklärte, d.h. verurteilte Querulanten oder für die Beihilfe oder Ermutigung zur Querulanz informieren<sup>29</sup>. Aus Sicht preußischer Behörden waren gerade die ‚subalternen Schichten‘<sup>30</sup> anfällig für widerspenstiges Verhalten, und wenn auch nicht unbedingt absichtlich so doch unwissentlich. Das *Publicandum* bzw. die Anleitung für korrektes Supplicieren wurde deshalb nicht nur regulär gedruckt und verbreitet, sondern sollte »so allgemein als möglich, zur Wissenschaft, besonders der niederen Volksclassen gebracht werden« und »der Inhalt derselben, durch Ablesung von den Kanzeln oder vor den Kirchtüren, in den Zusammenkünften der Innungen und Gewerbe, ingleichen der Dorfgemeinden, oder auf andere in jeder Provinz übliche und hergebrachte Weise<sup>31</sup>« verbreitet werden.

Die Adressaten des *Publicandum* waren neben den ‚niederen Volksclassen‘, der Querulant in Potenz, die Verfasser übermäßig vieler Suppliken. Der Supplikant ist die (noch) legale, d.h. die auszuhaltende Seite institutionalisierten Widerspruchs, dessen übermäßiges Supplicieren ab einem gewissen Moment als Last wahrgenommen und deshalb von bestimmten Beobachtern (den überforderten Verwaltungen) verurteilt wird. Mit der Veröffentlichung des *Publicandum* 1787 liefert der preußische Staat eine Bezeichnung für die andere - nun illegale - Seite institutionalisierten Widerspruchs und ordnet so den Typus des ‚vermessenen‘ Supplikanten der Figur des Querulanten zu. Die Supplik erlaubt es als »unterthanig Bitt-Schreiben [...] eine schriftliche Beschwerde über ein erlittenes Unrecht«<sup>32</sup> bei den Behörden oder dem jeweiligen Landesherren einzureichen, und das dem Autor widerfahrene Unrecht in eine autobiographische Erzählung einzuordnen. Einzelne Individuen können auf institutionalisiertem Wege die Behörde oder den Souverän bittend, klagend oder mahnend adressieren und so in eine

---

<sup>28</sup> W. G. von der Heyde 1820, S. 517.

<sup>29</sup> Vgl. Gaderer 2012, S. 21.

<sup>30</sup> Zu erwähnen ist, dass die Praxis der Supplikation nicht nur von ‚subalternen Schichten‘, dem erklärten soziodemographischen Ursprung der Querulanz, sondern »aus allen Schichten der Bevölkerung« verfolgt wurde und ggf. ein Schreiber oder Advokat zu Hilfe gezogen wurde vgl. Obricht, 1996 S. 152f.

<sup>31</sup> W. G. von der Heyde 1820, S. 523f.

<sup>32</sup> Siehe das Lemma ‚Supplic‘ in Johann Heinrich Zedler, Grosses Vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 41, Leipzig und Halle, 1741, S. 364 zit. nach Ulbricht 1996, S. 150.

»mediale Relation zur bürokratischen Macht treten«<sup>33</sup>. Unterschieden wurden Gnaden- und Justizsupplikationen, während sich erstere auf die Gunst des Souveräns und um Hilfe in einer existenziellen Notlagen beriefen, artikulierten letztere ein singuläres Rechtsschutzbedürfnis, das gerade (noch) keine emphatische oder gnädige Entscheidung erbittet, sondern auf eine Rechtsposition und das normative Recht baut. Gegenstand der Suppliken waren: »z.B. Schuldensachen, Gesuche um Besitzstandswahrung und die Anerkennung von Rechtsverhältnissen bzw. -veränderungen, Ehe und Erbschaftsangelegenheiten«<sup>34</sup>. Meist bezogen sich die Suppliken auf einen laufenden Prozess oder auf ein bereits gefallenes Urteil, das nur noch durch das Eingreifen des Landesherrn in Frage gestellt werden konnte.<sup>35</sup>

Bei der Supplik handelt es sich also in enger administrativer Beziehung zur Akte um ein bürokratische Medium, welches es ermöglicht, dass »Klagen, Bitten, Vorstellungen [d.h. Geschichten LK] verfasst, übermittelt und gespeichert wurden«<sup>36</sup> und in Form eines Reskripts oder einer Dispensation beantwortet werden mussten. Hier liegt das administrative, überlastende Störpotential für die rechtlich-bürokratische Verwaltungsstruktur, das wohl nirgends pittoresker als bei Cornelia Vismann beschrieben wird, denn die so stetig wachsenden (querulierenden) »Papiermassen türmen sich auf, schieben sich ineinander zu Bergketten. Papierfluten ergießen sich in Meere; Regalschluchten durchziehen das unwegsame Gelände« - und obwohl Akten und mit ihnen Suppliken »kassiert, reponiert, versendet, verkauft, geschreddert oder auf eine andere Weise vernichtet werden, wuchern sie weiter«<sup>37</sup>. Die Überforderung des Verwaltungsapparats, die der Querulant auf idiosynkratische Weise noch weiter herauszufordern scheint, hat ihren Ursprung im 17. Jahrhundert. Damals herrschte eine Tendenz vor, die »Überblickswissen [als] Regierungsziel«<sup>38</sup> anstrebte und mit ihr überblickverschaffende Techniken wie Tabellen und Listen, z.B. Leibniz' Staatstafeln, in das methodische Zentrum von ‚Staats- und Polizeywissenschaft‘ stellte. Der auf Vollständigkeit ausgerichtete Aufschreibewahn der Verwaltung und ihrer Schreiberlinge endete jedoch nicht in der gewünschten Übersicht, sondern in heikler

---

<sup>33</sup> Gaderer 2012, S. 19.

<sup>34</sup> Vgl. Ulbricht 1996, S. 153.

<sup>35</sup> Vgl. ebd., S. 150f.

<sup>36</sup> Gaderer 2013a, S. 048.

<sup>37</sup> Vismann 2011, S. 7.

<sup>38</sup> Ebd., S. 211.

Unüberschaubarkeit, da »die List der Listen [zurück LK] schlägt«, was dazu führte, dass sich »die Wissensexplosion um 1700« unausweichlich in ebenso stark ausgeprägten »Aktenexplosionen«<sup>39</sup> äußerte. Die Folgen der Entwicklung reichen weiter ins 18. Jahrhundert, denn auch um die Epochenschwelle ist immer noch eine Aktenvermehrung zu verzeichnen und zurückzuführen auf die Ausweitung der »partielle[n] Datenverarbeitung von Merkwürdigkeiten« hin zu einer »umfassenden Archivierung aller Vorkommnisse und Entwicklungen im Staat«<sup>40</sup>. Cornelia Vismann sieht den Auslöser hierfür in der »Selbstverwaltung« der Verwaltung, d.h. dem Fakt, dass die Verwaltung ihre eigene »überwuchernden Schriftlichkeit«<sup>41</sup> parallel zum Staats- oder Rechtsgeschehen verwalten muss, um sie letztlich zu speichern oder zu löschen und egal, welchen Pfad sie wählt, jeden ihrer Schritte protokollieren muss und diese gleichzeitig durch »Verknappungsmaßnahmen«<sup>42</sup> zu verringern sucht. Da das Prinzip der Selbstverwaltung jedoch zu endlosen »Rückkopplungsschleifen von Akten: Berichte von Beamten und Berichte über Beamte«<sup>43</sup> also keineswegs zur Kürzung, sondern zum Einsturz der Papiertürme führt, hat sich Preußen, so resümiert Cornelia Vismann über »das entropische Ziel der Akten mit dem praktizierten Ideal der Selbstverwaltung selbst eingehandelt«<sup>44</sup>.

Parallel dazu laufen Verknappungsmaßnahmen mit dem Ziel querulatorisches Schreiben zu reduzieren und so wird das Supplikwesen mit der Hoffnung auf Minderung durch ‚größere Durchfallquoten‘, d.h. durch verweigerte Annahme, immer weiter formalisiert wie bspw. durch Einführung finanzieller Maßnahmen, wie der Stempelgebühr, die für das korrekte Papier der Bittschriften erforderlich und zu bezahlen war<sup>45</sup>. Im Versuch, die Querulanz einzudämmen, juristisch fassbar und damit sanktionierbar zu machen verbreitet das *Publicandum* und später die *Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten* (AGO), welche die Querulantenparagrafen mit nur minimalen

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 213.

<sup>40</sup> Ebd., S. 232, 233.

<sup>41</sup> Ebd., S. 232.

<sup>42</sup> Ebd., S. 234.

<sup>43</sup> Ebd., S. 232.

<sup>44</sup> Ebd., S. 233.

<sup>45</sup> Vgl. zur Regelkonformität der Supplikation und dem mimetischen Schreiben: Gaderer 2013, S. 051f., hier S. 053.

Änderungen übernimmt, das Wissen über die Querulanz flächendeckend<sup>46</sup>. Aus dem Querulanten wird mit der Übernahme in die AGO - dem Gesetzestext, der 1793 die Regeln der gerichtlichen Prozessordnung für Kläger wie Justiz einheitlich formuliert - eine eigene »juristische Wissensfigur und eine spezifische Typologie des Klägers in den Abläufen der Verwaltung des Rechts«<sup>47</sup>.

Aufgrund der im *Publicandum* von 1787 gegebenen Beschreibung lässt sich ein erstes Bild des Querulanten durch die ‚Typologie des Klägers‘ zeichnen. Aus Supplikanten werden laut dem *Publicandum* dann Querulanten, wenn sie: »mit offenbar grundlosen und widerrechtlichen Beschwerden« (I), »gegen besseres Wissen und Überzeugung« (II) durch »wiederholtes ungestümes Supplicieren etwas so gegen Recht und Ordnung durchzusetzen und zu erzwingen suchen« (III), und »Unser Justiz Ministerium und Unsere Allerhöchste Person mit falschen und unrichtigen Darstellungen ihrer Angelegenheiten behelligen« (IV) - ab diesem Moment werden Supplikanten »als muthwillige und boshafte Querulanten angesehen, Ihnen der Prozeß gemacht, und über ihre Bestrafung rechtlich erkannt werden.«<sup>48</sup> (V).

Der Querulant verfolgt also ein scheinbar grundloses wie chancenloses Unterfangen ohne Aussicht auf Erfolg. Er hängt sich an einer ‚Lappalie‘ auf (denn ihre Rechtswidrigkeit wurde in vorhergehenden Urteilen/Prozessen bereits entschieden) (I), müsste es eigentlich besser wissen (II), sollte seine Situation hinnehmen und von wiederholter Beschwerde/Revision (III) absehen, um nicht die kostbare Zeit des Souveräns oder die Kapazitäten des Justizministerium zu verschwenden (IV). Anstatt sich ‚böshaft‘ und dazu ‚muthwillig‘ (V) - letzteres bedeutet nach dem Grimmschen Wörterbuch »freiwillig, aus eigenem antrieb [...] nach eigenem belieben, willkürlich«<sup>49</sup> - zu widersetzen. Der Querulant fällt, so das *Publicandum*, nicht nur dem Landesherren und seinen Beamten und somit amtlichen Kommunikations- und Verwaltungsstrukturen-, sondern auch der Allgemeinheit ‚zur Last‘: »*Da nun dergleichen Leute durch ein solches unerlaubtes Beginnen nicht nur sich selbst in die äußere Armut stürzen, ihre Berufsarbeiten und Gewerbe vernachlässigen, zum*

---

<sup>46</sup> Die öffentlichen Aushänge können immer auch als Anleitungen (*als How-to*), denn als Abschreckung gelesen werden.

<sup>47</sup> Gaderer 2012, S. 22.

<sup>48</sup> W. G. von der Heyde 1820, S. 520.

<sup>49</sup> Siehe hierzu das Lemma ‚mutwillig‘ in Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 17.03.2017.

*Müßiggang und herumschweifenden Leben sich gewöhnen, solchergestalt aber mit ihrer zeitlichen Wohlfahrt zugleich alles sittliche Gefühl und alle Lust und Neigung zur Erfüllung ihrer verschiedenen Pflichten gänzlich verlieren, sondern auch, unnütze Bettler und Landstreicher, dem Publicum zur Last fallen, und den Hang zur Widerspenstigkeit, Trägheit und unordentlichen Lebensart unter ihren Standesgenossen durch ihr böses Exempel verbreiten*«<sup>50</sup>.

Der Querulant verschwendet zeitliche wie personelle Ressourcen, provoziert die empfindliche bürokratische Ordnung und verzichtet gerade dadurch. Er verzichtet auf die Möglichkeit klarer Lebensverhältnisse, auf sittliche Pflichterfüllung; er spielt also mit seinem Status, weil dieser ohnehin auf dem Spiel steht und nur so (zurück-)gewonnen werden kann. Er hält die Ungewissheit des Ausgangs seines Verfahrens, das Urteil und damit die Unsicherheit seiner Existenz immer wieder aufs Neue aus. Er obliegt dem Verdacht der passiven Verweigerung, des *Nichtstuns* gleich ‚unnütze[r] Bettler und Landstreicher‘, der gesellschaftlichen Enthaltung und der (Ansteckungs-)Gefahr, ‚Standesgenossen‘ zu gleichem Verhalten zu inspirieren. Die staatlich unerwünschten ‚Anderen‘: ‚unnütze Bettler und Landstreicher‘, deren sich der ausgewiesene Querulant laut *Publicandum* kategorisch anschließt, geht historisch auf eine seit dem Mittelalter, über das 16. und 17. Jahrhundert bis in die Mitte des 18. Jahrhundert ausdauernde »Bettler und Vagabundenplage«<sup>51</sup> zurück. Sie ist die Erklärung des Historikers Kurt Hinze dafür, dass die preußische Gesellschaft im 17. und 18. Jahrhundert durch einen »„Überfluss“ existenzloser Teilchen« gekennzeichnet war, d.h., dass ein großer Teil der Bevölkerung entweder durch wirtschaftliche Nöte im Zuge der im Nachgang des Dreißigjährigen Krieges ihrer Profession entweder beraubt (d.h. oft durch gewaltsamen Einzug) wurden oder körperlich unfähig waren ihr nach dem Krieg nachzugehen. Diese Teilchen lebten gezwungenermaßen ‚von der Hand in den Mund‘ und waren so in »dauernde Bewegung und Umtrieb« versetzt, d.h. bettelnd, plündernd oder stehend für ihr Auskommen sorgen mussten und zu allem Überdruß der Obrigkeit damit auskamen<sup>52</sup>.

Der Historiker Kurt Hinze attestiert der preußischen Gesellschaft einen »*allgemeinen Mangel an Energie*« denn »[d]as Müßiggehen und liederliche Leben entsprachen der

---

<sup>50</sup> W. G. von der Heyde 1820, S. 517.

<sup>51</sup> Hinze 1981, S. 283.

<sup>52</sup> Vgl. Hinze 1981, S. 282-288.

*Grundeinstellung des Menschen im 17. und 18. Jahrhundert weit mehr als heute*<sup>53</sup>. Diesen als ‚existenzlosen‘, aber gerade deswegen ständig bewegten, hoch aktiven und gerade nicht trägen ‚Teilchen‘ gehört der Querulant, solange sein Prozess läuft (noch) nicht an, auch ihm mangelt es nicht an Energie, seine Grundeinstellung ist jedoch eine andere. Er rückt nicht von seiner Position ab und steht für geregelte Verhältnisse, fordert sie geradezu ein, denn er hat eine Existenz zu verlieren und setzt sie, wie bereits erwähnt, aufs Spiel, weil ihm das die einzige Möglichkeit scheint, sie überhaupt zu halten. Supplikationen bezeichnen nicht umsonst »Wendepunkte im Leben der Betroffenen« und so sind die Supplikanten »geprägt durch die Erfahrung von sozialem Abstieg bzw. drohendem Abstieg einerseits und durch ein erfolgreiches Sich-Durchsetzen«<sup>54</sup> andererseits.

Durch ein allgemeines Recht sollten die ‚existenzlosen‘ wie ‚existenzhabenden‘ Teilchen der preußischen Gesellschaft Ende des 18. Jahrhunderts erstmals einheitlich gesetzlich umfasst werden. Das *Allgemeine Landrecht für die königlich preußischen Staaten* (ALR), das am 1. Juni 1794 als Gesetzbuch in Kraft trat, währte bis zur Einsetzung des BGBs am 1.1.1900 mehr als ein Jahrhundert als Grundlage der preußischen Sozialverfassung. Dessen Implementierung machte die »innere Geschichte Preußens im neunzehnten Jahrhundert« aus und umfasste zum ersten Mal einen allgemeingesetzlichen Horizont, der die rechtsstiftenden Befugnisse des Staates festlegte und ihm erlaubte »gezielter in das soziale Leben einzugreifen [...] als zuvor«<sup>55</sup>. Die Unterwerfung unter eine allgemeinen Gerichtsbarkeit transformiert, so der Historiker Reinhart Koselleck, »Einwohner zu Untertanen«<sup>56</sup>.

*Untertanen* definiert das ALR schließlich als *Mitglieder*<sup>57</sup>, und zwar ab dem Moment, in dem staatliche Gesetze verbindlich werden. So lautet der 22.§ der Einleitung auch: »[d]ie Gesetze des Staates verbinden alle Mitglieder derselben ohne Unterschied des Standes, Ranges und Geschlechts«<sup>58</sup>. Die Mitglieder sind es denn auch, die eine erste »Sphäre der Geltung« herstellen, da in der Einleitung des ALRs die »Geltung [von

---

<sup>53</sup> Hinze 1981, S. 287.

<sup>54</sup> Ulbricht 1996, S.159, 163.

<sup>55</sup> Koselleck 1989, S. 24.

<sup>56</sup> Vgl. ebd., S. 661.

<sup>57</sup> Vgl. Vismann 2011, S. 230.

<sup>58</sup> zit. nach Koselleck 1989, S. 661.

Gesetzen und Urteilen LK] an Öffentlichkeit gekoppelt«<sup>59</sup> wird. Die Einheit des Staates, die rechtliche Verbindlichkeit des Gesetzes durch seine Mitglieder wurde also erstmals durch das ALR eingegrenzt und so eine Zugehörigkeit etabliert, die zuvor »weder [durch ein einheitliches LK] Staatsgebiet noch eine Staatsgrenze«<sup>60</sup> festgemacht werden konnte. Die eigentliche Voraussetzung für die Umsetzung der preußischen Naturrechtskodifikation »eine Staatsbürgergesellschaft - war in Wirklichkeit das Fernziel der Gesetzgeber«, denn noch war der Staatsbürger »ein antiständisches Ferment zwischen den Paragraphen als deren gesetzlicher Bezugspunkt«<sup>61</sup>.

Neben den bisher genannten staatlich strukturellen Umstellungen beginnt mit dem ALR auch eine Reihe staatlicher Reformen des Schulwesens ihren Lauf zu nehmen, deren Einfluss noch heute spürbar ist und für die Genese des Querulanten entscheidend war. Gymnasiallehrer und Professoren werden Dank des ALR zu königlichen Beamten und Schulen wie Universitäten werden der landeskirchlichen Obhut enthoben, um zu einer rein staatlichen »Veranstaltung«<sup>62</sup> zu werden. Ab diesem Moment übernimmt der Staat laut Kittler »die Kontrolle«, indem das »höhere Schulwesen zu einer einzigen Berechtigungskette [...] oder zu einem einzigen Regelkreis [wird LK] [...], denn [a]b sofort wurden künftige Beamte im allgemeinen und Erziehungsbeamte [Lehrer und Professoren LK] im besonderen [...] rekrutiert«<sup>63</sup>.

Diese Tendenz schreibt sich fort, entwickelt sich doch mit den Bildungsreformen von 1812 und 1817 der Staat vollends zu einer »Erziehungsanstalt im Großen«<sup>64</sup>, denn »Jedermann soll schreiben und lesen können [...]«, weswegen »[d]ie Ausbildung zum Beamten [...] als staatlicher Erziehungsauftrag an die Schulen«<sup>65</sup> geht. Lesen- und Schreibenlernen werden unter der Verwaltung des Schriftmonopols institutionalisiert und bedingen so »eine Sozialsteuerung nicht hintergebarerer Effizienz«<sup>66</sup>.

---

<sup>59</sup> Vgl. Vismann 2011, S. 230.

<sup>60</sup> Koselleck 1989, S. 24.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Allgemeines Preußisches Landrecht, II. Teil, 12. Titel §1 zit. nach Kittler 1988, S. 405.

<sup>63</sup> Kittler 1988, S. 411f.

<sup>64</sup> hier zit. nach Kittler 1985, S. 76 wiederum zit. nach Heinemann 1974: *Schule im Vorfeld der Verwaltung. Die Entwicklung der preußischen Unterrichtsverwaltung von 1771-1800*. (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im 19. Jahrhundert), Göttingen, S. 344.

<sup>65</sup> Vismann 2011, S. 227.

<sup>66</sup> Kittler 1988, S. 403.



Es überrascht nicht, dass Kittler in diesem Kontext nicht nur den »sozial-historischen [Entstehungs-]Raum« des Subjekts, sondern auch die Antwort auf »die Frage nach dem Subjekt«<sup>67</sup> verortet. In seiner Habilitationsschrift *Aufschreibesysteme* (1985) und dem Text *Das Subjekt als Beamter* (1988) zeichnet er unter anderem nach, wie um die Epochenschwelle 1800 mütterliche Früherziehung - und das heißt (weibliche) Alphabetisierung männlicher Nachkommen - durch neue Alphabetisierungs- und Lesetechniken (wie der Lautiermethoden nach Heinrich Stephani), gepaart mit neuen Formaten (Fibeln) schulischer (philosophischer anstatt christlicher) Lektüre, verschränkt wurden. Die Mutter wird zur häuslichen, d.h. zur privaten »Instanz, die die Erziehungsbeamten erzieht und den späteren Verwaltern von Lesen und Schreiben Lesen und Schreiben beibringt«<sup>68</sup>. Die Mutterschaft als »Ursprung des pädagogischen Diskurses« ist es nun auch, »die die universalen Beamten generiert«<sup>69</sup>.

In *Das Subjekt als Beamter* sieht Kittler schließlich in den Alphabetisierungstechniken »die historische Möglichkeitsbedingung [...] Subjekte[n] herzuleiten«. Lakonisch stellt er fest, dass es ihn nicht verwundere, »daß derart kontrollierte Individuen am Ende imstande sind, jedes Sprachsystem zu überschreiten und ihr singuläres und biographisches Universum schriftlich zu organisieren«<sup>70</sup>. Wenn die Biographie, wie Niklas Luhmann sie in einem Interview beschreibt, tatsächlich nichts weiteres als eine »Sammlung von Zufällen«<sup>71</sup> ist und die einzige Kontinuität in der Sensibilität der zufälligen Anreihung liegt, erklärt dies warum es gerade das Medium der Supplik ist, welches dem Verfasser erlaubt, ein (negativ) Ereignis, die zufällige Sollbruchstelle bisheriger Zufälle schriftlich in die Ereigniskette einzureihen. Und so könnte behauptet werden, dass das administrative Subjekt des 18. Jahrhunderts ein Problemgefühl für die (kommunikative) Einpflege außerordentlicher biographischer Zufälle und ihrer sozialen Folgen entwickelt.

Der neue Leitbegriff der ‚Selbstverwaltung‘ erklärt also nicht nur die Verwaltung der Verwaltung und das medientheoretische Phänomen administrativer Rückkopplungsschleifen, sondern zielt ebenso auf die Selbstverwaltung administrativer Subjekte, denn sie »lösen jeden Gegensatz zur staatlichen Administration auf« - der

---

<sup>67</sup> Kittler 1988, S. 402.

<sup>68</sup> Kittler 1985, S. 66.

<sup>69</sup> Ebd., S. 67.

<sup>70</sup> Kittler 1988, S. 408, 409.

<sup>71</sup> Luhmann 1987, S. 134.

Staat »agiert durch seine Beamten und damit virtuell durch alle alphabetisierten Individuen: durch Staatsbürger«<sup>72</sup>. Die Inkorporierung aller Untertanen als Mitglieder in einen pädagogisch agierenden Staatskörper und deren Erziehung zu Beamten »löst schließlich das Reformziel ein, Untertanen in Staatsbürger zu verwandeln«<sup>73</sup>. Der stetig weiter wachsende Bildungsstaat produziert so nicht nur »Elitefabriken«<sup>74</sup>, die die personell benötigte »Staatsbeamtenrekrutierung«<sup>75</sup> für die massive Aufstockung des sich ausdifferenzierenden bürokratischen Verwaltungsapparats überhaupt möglich macht, sondern macht jeden (männlichen) Bürger unter dem Leitbegriff der Selbstverwaltung auch zu seinem eigenen Beamten<sup>76</sup> - zum »[Staatsd]iener seiner selbst«<sup>77</sup>. Wer gelernt hat, sich selbst, seine Biographie und außerordentliche Ereignisse zu verwalten, kann auch seine rechtliche Opposition, seine Klagen, seinen Widerstand verwalten. Die preußischen Bildungsreformen, die ihre Staatsbürger durch Verbeamtung inkorporierten, um unter anderem »Unwillen und Abneigung gegen, alles, was die Regierung betrifft«<sup>78</sup> zu vermeiden, schlagen für die Figur des Querulanten ins absolute Gegenteil um.

Die bisherige Herleitung deutet indes einen Erklärungsversuch für die Frage an, warum die Querulanz ein überwiegend männliches Phänomen zu sein scheint. Die Geschichte weiblicher Querulanz hingegen könnte am bildungsreformatorischen Punkt, an dem die Frau aus staatlichen, beamteten Diensten explizit ausgeschlossen wird, ansetzen und die daraus resultierenden Folgeprobleme häuslicher Pädagogisierung etwa mit den Absichten und Annahmen des psychoanalytischen Hysteriediskurses verbinden. Der auf das nächste Kapitel folgende Exkurs wird dies exemplarisch versuchen. Inwiefern auch die (männliche) Querulanz in den Fokus medizinisch-therapeutischer Wissenschaften rückte, wird im folgenden Kapitel zuerst betrachtet werden.

---

<sup>72</sup> Vissmann 2011, S. 228.

<sup>73</sup> Ebd., S. 227.

<sup>74</sup> Kittler 1988, S. 406.

<sup>75</sup> Kittler 1985, S. 67.

<sup>76</sup> Vissmann 2011, S. 236.

<sup>77</sup> Lehmann 2011a, S. 90.

<sup>78</sup> von Stein, Briefe, Briefe (Bd. 5) hier zit. nach Vissmann 2011, S. 227.

## II Querulanz als:

### b) Konstruktion psychiatrischer Diagnostik

»Und Dostojewskij schreibt einmal:  
Man wird sich den eigenen gesunden Menschenverstand  
nicht dadurch beweisen können, daß man seine Nachbarn einsperrt.«<sup>79</sup>

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird die Psychiatrie mitsamt ihren Agenten mit dem Verdacht konfrontiert, »die Normalen für verrückt und die Verrückten für normal zu halten«<sup>80</sup>. Normale, d.h. in diesem Kontext vernünftige, Menschen begehen unvernünftige, verrückte Taten, während sie bei vollem Bewusstsein in sogenannten ‚halluzinationsfreien Delirien‘ unerklärliche, ausbruchsartige Straftaten begehen. So folgert Joseph Vogl, dass in »den unvernünftigen Taten scheinbar vernünftiger Subjekte [...] die Urszene der modernen Psychiatrie«<sup>81</sup> liege. Paranoia, Monomanie und Querulanz bilden das diagnostische Dreieck bzw. die diagnostische Linie gefährlicher Ereignisse zu Beginn des 20. Jahrhunderts<sup>82</sup>. Die Fragen, die sich anstellen sind: Was ließ den Querulanten in das Visier der aufstrebenden Wissenschaft menschlichen Gefahrenwissens rücken? Worin liegt sein Gefahrenpotential (und seine Kriminalität) und für wen oder was ist er gefährlich?

Im Rückblick auf die gefährliche Etikettierung der AGO Preußens, lässt sich die Annahme, sein soziales Gefahrenpotential liege in der Inspiration zur Kontemplation, in seiner ‚zeitlichen Wohlfahrt‘, korrigieren, denn vielmehr liegt es in der Konzentration auf widersprechende Kommunikation, die unter dem Etikett der ‚Nörgelei‘ als inhaltsarme, wenn nicht gar -freie und zu allem Überdross wiederholte und daher kranke Kommunikation abgekanzelt wurde.

Der Grund für die Pathologisierung des Querulanten und gleichzeitig auch seiner Praxis ist also seine exzessive Kommunikation, in Wort wie Schrift. Der Querulant ist in den Augen der Psychiatrie ein gestörter Kommunikator, weil er nichts unausgesprochen und nichts unbeschrieben lassen kann und seine Kommunikationen gleichzeitig misslingen, nicht als Information angenommen werden. D.h., dass seine Nachricht nicht ankommt und sich bei ihm so das Gefühl einstellt, nicht gehört oder falsch verstanden zu werden,

---

<sup>79</sup> Foucault [1969], 1995, S. 7.

<sup>80</sup> Deleuze, Guattari 1992, S. 167.

<sup>81</sup> Vogl 2014, S. 95.

<sup>82</sup> Vgl. Deleuze, Guattari 1992, S. 166.

und er im ständigen Versuch der Korrektur im Modus der Wiederholung in den Augen der Pathologisierenden zu einer rastlosen Nicht-Trivialen-, weil unvorhersehbaren, (Informationsübertragungs-)Maschine nach Heinz von Foerster<sup>83</sup> wird, die es zu re-trivialisieren gilt<sup>84</sup>. Für seine Umwelt produziert der Querulant folglich *noise* und nach der altfranzösischen Redewendung *chercher noise - Streit suchen*<sup>85</sup>, sucht er den Konflikt.

Jener neurotische Schriftsteller und Verfasser schrecklicher, aber koketter Texte, von dem in *Die Lust am Text* zu Beginn die Rede ist, könnte auch der schreibwütige Querulant sein. Roland Barthes sieht in Anlehnung an Georges Bataille die Neurose als »das bange Gewährwerden des Unmöglichen in allem«<sup>86</sup> als eine oder besser *die* Notlösung, die Schreiben und Lesen erst möglich macht. Auch der Querulant bedient sich dieser ‚Notlösung‘ und schreibt (oder erzählt und lässt, in Zeiten hoher Analphabetisierung vor dem 18./19. Jahrhundert, schreiben<sup>87</sup>). Selbst wenn nicht alle Querulanten in der Lage waren, ihre Bitten oder Klagen selbst zu verschriftlichen, so waren sie als Individuen einer mündlich, und das heißt auch christlich, geprägten Kultur geübte (Geschichten-)Erzähler<sup>88</sup>. Der Querulant wird also, wie bereits angedeutet, nicht nur zum schriftlichen Verwalter seiner Erfahrungswelt, sondern zum Verfasser (oder Erzähler) biographisch administrativer »Ego Dokumente«<sup>89</sup>, denn in einer Zeit, die dem Leitmotiv der Selbstverwaltung folgt, werden nach Cornelia Vismann »dienstliche und private Aufzeichnungen ununterscheidbar«<sup>90</sup>. Otto Ulbricht spricht in seiner Untersuchung von Bittschriften aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von einer »narrativen Kompetenz«<sup>91</sup> der Bittschriftensteller, denn neben den materiellen Vorgaben für korrektes Supplizieren galt es, eine Reihe zusätzlicher Formalia zu berücksichtigen: die angemessene Adressierung oder Anrede, der Zeilenabstand je nach Rang des Empfängers und ein devotes, aber gleichzeitig bestimmtes Narrativ galt es strengstens

---

<sup>83</sup> v. Foerster 1993, S. 244f.

<sup>84</sup> Ebd., S. 252.

<sup>85</sup> Serres 1994, S. 22.

<sup>86</sup> Barthes [1974], 1996, S. 11.

<sup>87</sup> Vgl. Ulbricht 1996, S. 153.

<sup>88</sup> Ebd., S. 160.

<sup>89</sup> Ebd., S. 149ff.

<sup>90</sup> Vismann 2011, S. 236.

<sup>91</sup> Ulbricht 1996, S. 160.

zu beachten; der Inhalt der Supplik sollte »zwischen Verstand und Gefühl oszillieren«<sup>92</sup>, um weder zu fordernd noch zu bittend die Zeit des Landesherrn oder des Beamtenstabs zu vergeuden.

Aus der nun beschriebenen Konzentration auf Kommunikation ergeben sich zwei psychiatrische Charakteristika querulatorischer Diagnostik: Auf der einen Seite steht die massenhafte Schriftproduktion und auf der anderen Seite eine ausufernde Geschwätzigkeit. Während die Psychoanalyse und ihr Begründer Sigmund Freud sowie seine Korrespondenten Karl Abraham und Sándor Ferenczi um 1900 die unkontrollierbare Geschwätzigkeit ihrer Patientinnen und Patienten als querulatorische Verbindung zur Paranoia triebtheoretisch begründeten<sup>93</sup>, konzentriert sich ein anderer Zweig psychiatrischer Diagnostizierung des paranoiden Querulantenwahns - namentlich Emil Kraepelin, Eduard Hitzig oder Richard Krafft-Ebing - auf die Schreibpraxis der Querulanten<sup>94</sup>. Emil Kraepelin war der erste Psychiater, der die Querulanz der Paranoia zuordnete und eine Unterscheidung zwischen geisteskranken- (paranoiden-) und nicht-geisteskranken (Pseudo-) Querulanten traf<sup>95</sup>. Diese Unterscheidung ist der Psychiatrie vorbehalten, denn Richter - so die damals verbreitete Annahme - könnten den krankhaften Querulant aufgrund seiner Intelligenz nicht erkennen oder nicht von nicht-wahnsinnigen Pseudo-Querulanten unterscheiden<sup>96</sup>.

In den psychiatrischen Fokus rückte neben der überquellenden Materialität der Schriftstücke, die als schreibwütige oder -süchtige Reaktion der »wahnsinnige[n] Rechthaberei«<sup>97</sup> verstanden wurden, auch deren Inhalt, ihre orthographische Form und ihre schriftbildliche Gestaltung. Erhofften sich doch die Neurologen über die Handschrift Rückschlüsse auf nervliche Veränderungen im Gehirn, die als Auslöser der Krankheit verantwortlich gemacht wurden<sup>98</sup>. Die graphologische Psychophysiologie

---

<sup>92</sup> Vgl. Gaderer 2013a, S. 052.

<sup>93</sup> Vgl. Gaderer 2012, S. 56 sowie 2014, S. 171, 175.

<sup>94</sup> Vgl. Gaderer 2013a, S. 48.

<sup>95</sup> Diese Unterscheidungen wurden für die Gerichtsbarkeit der Querulanten von Bedeutung, wenn es um Fragen primär der Zurechenbarkeit, aber auch der Prozessfähigkeit oder Geschäftsfähigkeit ging. Vgl. hierzu Dinger 1991, S. 16ff.

<sup>96</sup> Vgl. Gaderer 2012, S. 68.

<sup>97</sup> Ebd.

<sup>98</sup> Vgl. Dinger 1991, S. 17.

interessierte sich daher für die krankhafte Disposition von Schreibenden, die sich in ihren schriftlichen Erzeugnissen manifestiert und einspeichert.

Die Pathologie der Schrift, die sich für den Querulanten in einer eigentümlichen Mischung aus Dilettantismus und Professionalität in Inhalt wie Form äußert<sup>99</sup>, lässt sich nach Emil Kraepelin an folgenden Merkmalen ablesen:

»Unterstreichungen, ein- und mehrfache Ausrufungs- und Fragezeichen, Anmerkungen und Randbemerkungen, Hervorhebungen einzelner Wörter durch große Buchstaben oder veränderte Schrift, Anwendung verschiedenfarbiger Tinten ... Vielfach kommt dabei eine selbsterdachte, verzwickte Rechtschreibung zur Anwendung, die meist auf das Vermeiden der großen Buchstaben und das Schreiben nach dem Wortklang hinausläuft. Ebenso wandeln die Kranken bei der Anwendung von Satzzeichen gerne eigene Wege«<sup>100</sup>.

Die gleichzeitig festgestellte Sorgfalt<sup>101</sup> und Regelkonformität von Schrift und Gestaltung mischt sich mit sprachlich wie formal fokussierten Brüchen<sup>102</sup>. So wurden in den massenhaft aufkommenden Handbüchern, den sogenannten ‚Briefstellern‘, seit 1800, die Verwendung von schwarzer Tinte auf sauberem, weißem Papier ohne sichtbare Korrekturen als Richtlinie für korrekte Bittschreiben festgelegt<sup>103</sup>. Kraepelins Beobachtungen folgend nimmt der Querulant ebenso Änderungen am Design der schriftlichen Klage oder Beschwerde vor - und kann daher nach heutigem Verständnis nicht nur als ein besonderen Typus des Klägers, Schriftstellers/Schreibers oder Erzählers beschrieben werden, sondern ebenso als Kommunikationsdesigner im Modus der Abweichung formal gestalterischer (administrativer) Normen, im Stil der »Kakographie«<sup>104</sup>.

Ein weiteres geläufiges Kennzeichen querulatorischer Schriftproben war die Fähigkeit des Autors, die juristische Rechtssprache zu imitieren und gerade dadurch zu irritieren. Der Querulant bestätigt dadurch und widerspricht zugleich supplikationspädagogische

---

<sup>99</sup> Vgl. Gaderer 2012, S. 60f.

<sup>100</sup> Kraepelin 1899, *Psychatrie. Ein Lehrbuch für Ärzte und Studierende*, 6. Auflg, Bd.1, S. 425 zit. nach Gaderer 2012, S. 62.

<sup>101</sup> Gerade die Sorgfältigkeit der Querulanten weckt den Eindruck, der Kranke wolle seine Verrücktheit verstecken. Vgl. Gaderer 2012, S. 63.

<sup>102</sup> Vgl. Gaderer 2012, S. 61f.

<sup>103</sup> Vgl. Gaderer 2013a, S. 054.

<sup>104</sup> Vgl. Gaderer 2012, S. 62.

Bestrebungen, in deren Fokus »[w]eniger der Drill des Kopierens der aufgenommenen Musterbriefe [...], sondern vielmehr das Erlernen spezifischer Verhaltens- und Medienregeln beim Schreiben der Bittbriefe«<sup>105</sup> stand. Auch diese Regeln kann der Querulant bis zur Perfektion nachahmen, er lernt juristische Redewendungen, Floskeln und Vokabular zu verstehen und neu zu verknüpfen - der Querulant lernt, die Regulierungsdispositive zu unterlaufen, indem er ihre Form imitiert und ihren Inhalt »als Aktion der Nachahmung« oder »als Aktion der Störung«<sup>106</sup> variiert. Der Querulant steht für eine widersprüchlich akkurate und zugleich laienhafte Professionalität und spielt gerade dadurch mit der »Rollenasymmetrie«<sup>107</sup> zwischen Kläger und Beklagten in anderen Worten avanciert er in Anlehnung an Michel Serres zum Quasi-Rechts-Objekt.

Kraepelins Paranoia-Theorie und mit ihr die Untersuchung der Schrift rückten mit Verlauf des 20. Jahrhunderts immer mehr in den Hintergrund. Die sich durchsetzende Diagnose führte damit auf parallel Wege zum Krankheitsbild der Monomanie<sup>108</sup>, welche die Psychiatrie des Verbrechens seit dem 19. Jahrhunderts in Form von seltsamen menschlichen Ausbrüchen, unerwarteten kriminellen Ereignissen meist interessenloser Gewalt beschäftigte. Monomane Morde, später dem Krankheitsbild der Epilepsie zugeordnet, ereignen sich nach Michel Foucault »am Nullpunkt des Wahnsinns«<sup>109</sup>. Als wohl berühmtester Fall gilt die Pariser Hausmagd Henriette Cornier, die unter dem Vorwand das Kind ihrer Nachbarin nur für kurze Zeit hüten zu wollen, mit ihm schließlich allein, zur häuslichen Guillotine avanciert, es enthauptet und den Kopf aus dem Fenster wirft. Die Prominenz, die besagten Fällen im psychiatrischen Diskurs zukam, hängt nach Foucault damit zusammen, dass die zur damaligen Zeit »bekanntesten und sichtbaren Symptome des Wahnsinns weder vor noch während noch nach der Tat zu beobachten waren«<sup>110</sup>; ähnlich wie beim modernen Amoklauf, *hat es niemand kommen sehen*. Zur Prominenz verhalf ihnen darüber hinaus, dass es sich um besonders schwere Verbrechen, meist um Morde in häuslich-familiären Kontexten, handelte, die Generationengrenzen überschritten und von ebenso vernünftigen Tätern ohne Motiv und

---

<sup>105</sup> Gaderer 2013a, S. 052 und 2013b, S. 48.

<sup>106</sup> Gaderer 2013b, S. 49.

<sup>107</sup> Luhmann 1995, S. 581.

<sup>108</sup> Dinger 1991, S. 17.

<sup>109</sup> Foucault [1978], 2002, S. 572.

<sup>110</sup> Ebd.

ohne Leidenschaft oder erkennbares Interesse begangen wurden<sup>111</sup>. Was die Monomanie mit der Querulanz in diesem diagnostischen Ansatz verbindet, ist die »Ambivalenz zwischen der Vernunft des Subjekts und der Unverständlichkeit der Taten [...] das eine lässt sich nicht in das andere übersetzen und produziert Ratlosigkeit. Urteilen müssen und nicht urteilen können - ebendieses führt zur Verwirrung des Urteilsystems, zur Blockade und Lähmung des Strafmechanismus«<sup>112</sup>.

Während es sich bei der Monomanie um ein ereignishaftes Verbrechen<sup>113</sup> handelt, mit der inhärenten Gefahr zukünftiger Wiederholung, welches vielmehr die gewaltvolle Entladung sozialer - oder genauer familiärer - Inkommunikabilität vermuten lässt, handelt es sich bei der Querulanz um ein Krankheitsbild, das sich im Schreiben und Reden als gedehntes oder immer wiederholendes, kommunikatives Ereignis manifestiert und sich gerade aufgrund seiner exzessiven Kommunikation strafbar macht; in seiner Übertreibung zur Straftat wird und die Psychiater, analog zu den monomanen Straftaten, vor das Problem stellt, mit »nicht-halluzinatorischen Delirien konfrontiert [zu werden LK], bei denen die psychische Disposition ohne intellektuelle Verluste erhalten blieb«<sup>114</sup>.

Dort, wo nun kein Bezug zum Wahnsinn auszumachen ist, kommen als Ausdruck »eine[r] manifeste[n] Unerklärbarkeit« automatische Triebmechanismen ins Spiel psychiatrischer, forensischer und literarischer Diskurse<sup>115</sup>, da dieselben unerklärlichen Taten (der Mord oder das endlose, grundlose Klagen) ohne Anzeichen von Wahn bei klarem Verstand vollzogen werden. Wie lässt sich eine augenscheinliche Nicht-Zurechenbarkeit<sup>116</sup> der Täter abseits der Diagnosen der Demenz oder Tobsucht erklären? Es ist schließlich Sigmund Freud, der im Austausch mit Karl Abraham und Sándor Ferenczi die triebhaft gesteuerte Geschwätzigkeit mit der Diagnose der Querulanten-Paranoia in Verbindung bringt. In ihren Briefen berichten die Analytiker von unkontrolliert quasselnden Patientinnen und Patienten, die die Gesprächssituation derart zum Rauschen bringen, dass die Therapie stagniert, weil der oder die Geschwätzige niemals ausgedet hat. Im Verlauf der weiteren Behandlung kommt es

---

<sup>111</sup> Vgl. Foucault [1978], 2002, S. 575 sowie Vogl 2014, S. 93.

<sup>112</sup> Vogl 2014, S. 94.

<sup>113</sup> Vgl. Foucault [1978], 2002, S. 577.

<sup>114</sup> Gaderer 2012, S. 66.

<sup>115</sup> Vogl 2014, S. 98f.

<sup>116</sup> Die seit dem 01.01.1900 nach dem BGB § 6 Nr. 1 als rechtliche Folge die Entmündigung aus Rechtssubjekten unmündige Nicht-Rechts-Subjekte werden lässt.



nicht mehr ausschließlich darauf an, *was* oder *wie* erzählt wird, sondern ebenso darauf, dass in einem eben nicht-halluzinierenden, übermäßigen Ausmaß gesprochen wird. Die Diagnosen der genannten Psychoanalytiker ordnen das Symptom der Geschwätzigkeit einvernehmlich dem Krankheitsbild der Paranoia zu<sup>117</sup>, einer Störung, die der psychoanalytischen Theorie nach in Zusammenhang mit verdrängter Homosexualität steht. So ist der Querulant für die psychoanalytische Triebtheorie des Geschwätzes nicht das Produkt staatlicher Regulierungsmaßnahmen, sondern das Produkt einer sexuellen wie familiären Repression. Aus der Verbindung zur Paranoia gesellen sich neben eine verdrängte Homosexualität potentielle familiäre und gesellschaftliche Hierarchisierungsprobleme, die die Psychiater in ödipalen Schlagfantasien ablesen. Die Querulanten-Paranoia ist also die diagnostische Brücke, die den geschwätigen Typus in den Rahmen psychoanalytischer Theoriebildung eingehen lässt<sup>118</sup>.

### ***Exkurs: Mutterschiff und Vaterland***

Der Querulant ist in Literatur wie Analyse männlich. Daher stellt sich die Frage: Was ist der weibliche Gegenpart zu einer vorwiegend männlichen, auf das Recht gestützten Konfliktbereitschaft? Die Vermutung, die dem folgenden Exkurs zu Grunde liegt und gleichzeitig ihr Ausgangspunkt ist, liegt nahe, dass der basale Unterschied des scheinbar männlich geprägten Phänomens der Querulanz und dessen weiblicher noch unbestimmter Analogie in der Differenz von Öffentlichkeit und Privatheit zu suchen ist.

Der französische Philosoph Michel Serres, der nicht nur in seinem Werk, sondern auch durch sein Werk, so Petra Gehring in ihrer Laudatio zum Meister Eckhart Preis: »eine ganze Welt - *die* ganze Welt«<sup>119</sup> entwirft und sie während seiner Zeit in der französischen Marine auch zu Wasser befahren hat, erklärt sich mit der individuellen Ausweglosigkeit aus der Kollektivität auf hoher See den Hang von Matrosen zu wütenden Ausbrüchen: »Aufgrund der Unmöglichkeit jeder Art von Privatsphäre leben sie [die Seemänner LK] unter der ständigen Gefahr von Wut- und Zornausbrüchen« - an Bord herrscht ein »einziges ungeschriebenes Gesetz, jene Kameradschaftlichkeit und Ritterlichkeit, die den Seemann auszeichnet, ein Nichtangriffspakt, ein Pakt zwischen

---

<sup>117</sup> Gaderer 2014, S. 173.

<sup>118</sup> Vgl. ebd., S. 175ff.

<sup>119</sup> Gehring 2012, S.1.

den ihrer Hinfälligkeit ausgelieferten und vom Ozean bedrohten Seefahrern«<sup>120</sup> - was hier als ‚Ritterlichkeit‘ und ‚Kameradschaftlichkeit‘ im Modus eines Naturvertrags ähnlichen (Rechts-)zustand beschrieben wird, könnte ebenso als ‚Mütterlichkeit‘ und das Schiff als Haus bezeichnet werden, indem die Frau und ggf. Mutter analog zu den Matrosen keinen privaten Rückzugsort, »[k]ein eigenes Zimmer«<sup>121</sup> besitzt und nach Virginia Woolf deshalb auch nicht schreiben und das heißt auch nicht supplizieren, nicht schriftlich klagen kann, denn dazu bräuchte sie neben Raum, so Woolf, auch eigene monetäre Ressourcen, über die sie frei verfügen könnte. Schon für den Beginn des 17. Jahrhunderts stellt Otto Ulbricht fest, dass die »wenigen Frauen, die Bittschriften schreiben ließen, [...] ausdrücklich als Stellvertreter ihrer Ehemänner [handelten]«<sup>122</sup>. Sie standen also wortwörtlich nicht für sich ein.

Was Serres nun für die Seemänner beschreibt, trifft auch auf den häuslichen Kontext der Frau zu, denn: »[d]urch das Fehlen von Zufluchtsorten läßt das Schiff das Modell des Globalen zutage treten: das lokale Dasein verweist auf den Landbewohner«<sup>123</sup>. Die Sphäre der Frau in heteronormativ versteiften Lebensmodellen mit entsprechender Arbeitsteilung, ist innerhalb ihrer Grenzen ebenso global im Privaten. Dagegen findet der (See-)Mann auf ‚Landgang‘ Zuflucht in Lokalität(en), private Anonymität in schierer Öffentlichkeit. Passend zu Serres’ Beschreibung maritimer Wohnsituationen äußert Michel Foucault in seinem Text *Andere Räume* eine ähnliche Beobachtung, nämlich dass »die heutige Unruhe grundlegend den Raum betrifft«<sup>124</sup>. Foucault definiert das Schiff im Weiteren als die »Heteropie schlechthin«, also den Raumtyp, der neben dem unwirklichen Raumtyp der »Utopie« unsere Epoche bezeichnet.

Die Heteropie kann zwei Funktionen erfüllen, entweder einen »Illusionsraum« oder einen »Kompensationsraum« schaffen; letzterer ist ein Ort, so Foucault, »der so vollkommen, so sorgfältig, so wohlgeordnet ist wie der unsrige ungeordnet, mißraten und wirr ist«<sup>125</sup>. Wenn Foucault in seiner Beschreibung der Kompensationsheteropien eher an Kolonien oder Bordelle denkt, so lassen sich doch Parallelen zur Metapher des häuslichen Mutterschiffs in Anlehnung an Serres finden. Die Frau, die Mutter, ist

---

<sup>120</sup> Serres 1994, S. 72.

<sup>121</sup> Woolf [2001], 2012, S. 7.

<sup>122</sup> Ulbricht 1996, S. 157.

<sup>123</sup> Serres 1994, S. 72.

<sup>124</sup> Foucault 1992, S. 37.

<sup>125</sup> Ebd., S. 45.

gefangen in globaler Kompensation des Hauses, nach Kittler mit kindlicher Früherziehung (d.h. männlicher Alphabetisierung) betraut und zudem immer damit konfrontiert, die schwimmende, d.h. instabile, Enklave häuslicher Zuflucht für die aufrecht zu erhalten, die sie verlassen können, um dann wieder heimzukehren. Wenn das »Meer [...] der glatte Raum par excellence«<sup>126</sup> ist und den schaukelnden Raum mütterlicher Kompensation umgibt, ihn mit »Intensitäten, Winden und Geräuschen besetzt«, erklärt dies vielleicht, warum das Getöse und Brausen der Wellen (*noise*<sup>127</sup>) der Grund dafür sein mag, dass die Botschaft der Hysterie lange Zeit unerhört blieb und warum Frauen als Ausbruch aus globaler Häuslichkeit nur der Einbruch in den inneren Raum der Ohnmacht blieb und vielleicht deswegen als ein gewaltfreies Äquivalent zum häuslichen monomanen Mord gelesen werden kann. Während der Mann in der (rechtlichen) Öffentlichkeit queruliert, gelingt dies der Frau im häuslichen Kontext nicht - ‚Zuhause queruliert es sich schlecht‘. Als Gegenreaktion, als Substitut zum öffentlichen Widerspruch, kann sie für kurze Zeit einen der globalen Häuslichkeit widersprechenden, privaten Rückzug in ihrer Ohnmacht und gleichzeitig einen Ausweg aus allumfassender familiärer Kollektivität finden oder gar im anderen Extrem einen monomanen Mord verüben. Im Rahmen psychoanalytischer Theorie wird die hier beschriebene Frau für hysterisch erklärt. In der Einleitung zu Freuds Hysteriestudien fasst Stavros Mentzos denn auch zusammen, dass die hysterischen Symptome dem Ausbleiben einer Abreaktion von traumatischen Erlebnissen, d.h. auch hier Differenzenerfahrungen, zugeordnet und als punktuelle Entladung aufgestauter Affekte verstanden wurden<sup>128</sup>. Inwiefern eben dieser Ausbruchsmoment für die Querulanz und eine ihr verwandte Sozialfigur bezeichnend ist und ebenso in anderen Kontexten als dem häuslichen Auftritt, wird Gegenstand des folgenden Kapitels sein.

---

<sup>126</sup> Deleuze, Guattari 1992, S. 664.

<sup>127</sup> Serres 1994, S. 22.

<sup>128</sup> Vgl. hierzu die Einleitung in: Freud 2000 [1991], S. 7ff.

### III Die Anatomie des Querulanten:

#### a) Motiv(-ation) / Ausbruch

»Drache: Halt! Was ist das: Diskutieren?  
Ritter: Wir sagen unsere Meinungen, und die meine gilt.  
Drache: Und wenn das der Andere nicht gelten lässt?  
Ritter: Dann ziehe ich mein gutes, wackeres Schwert. *Er tut es.*  
Drache: Das überzeugt. Daß muss ich mir merken.  
Erst sage ich meine Meinung und dann speie ich Feuer.  
Ab jetzt bin ich der diskutierende Drache.«<sup>129</sup>

Dem plötzlichen Moment des Ausbruchs, der die Querulanz in pathologische Verwandtschaft zu monomanen Ereignissen rückt, soll im Folgenden weiter nachgegangen werden. Die Vermutung ist, dass sich der eruptive Moment der Querulanz von dem der Monomanie insofern unterscheidet, als dass es sich nicht um einen zwangsläufig gewaltvollen Ausbruch aus familiärer Inkommunikabilität handelt, sondern um die Folgen eines idiosynkratischen Ausbruchs aus alltäglichen, routinierten Abläufen. Eben dieses Ausbruchsmoment rückt die Figur des Querulanten in die Nachbarschaft einer anderen Sozialfigur; in die des von Joseph Vogl beschriebenen ‚modernen Amokläufers‘. Es soll versucht werden zu zeigen, dass es die Idiosynkrasie ist, die den Querulanten und den Amokläufer verbindet, und dass sowohl die Querulanz als auch der Amoklauf Folgen eines idiosynkratischen Ausbruchs - »idiosynkratische Reaktion[en]«<sup>130</sup> sind. Ihr kleinster gemeinsamer Nenner liegt in einer wahrgenommenen Unregelmäßigkeit, frei nach Gregory Bateson in »irgendein[em LK] Unterschied, der [...] einen Unterschied ausmacht«<sup>131</sup> und obwohl ihre Geschichten auf den ersten Blick voneinander losgelöst erscheinen, so ähnlich ist neben dem plötzlichen Ausbruchsmoment aus gefestigten Strukturen die staatlich-administrative Genese der Protagonisten. Auch wenn nicht alle Querulanten Amok laufen, so erscheint der Übergang von unerhörten Beschwerdeführern zu gewaltbereiten Selbstvollstreckern als möglich - gerade, wenn man wie Vogl in *Gesetze des Amoks* nicht von Universitäten ausgeht, die zur Zielscheibe werden, sondern an »Reibereien mit Behörden, die im Blutbad enden«<sup>132</sup> denkt.

---

<sup>129</sup> Fühmann 1999, S. 37f.

<sup>130</sup> Bovenschen 2007, S. 14.

<sup>131</sup> Bateson 1985, S. 488.

<sup>132</sup> Vogl 2000, S. 77.

Joseph Vogl vermutet die Auslöser des modernen, das heißt des vereinzelt und privatisierten Amoks des 19. Jahrhunderts, der ebenso wie sein kollektiver und kriegerischer Vorgänger zuerst im südostasiatischen Raum verzeichnet wurde, analog zum Querulanten, »in einer entstehenden Kolonialbürokratie [...] in der Installation staatlicher Strukturen, in der Einführung eines europäischen Rechtssystem und nicht zuletzt in der Wirksamkeit eines neuen medizinischen Wissens, der Psychiatrie«<sup>133</sup>. Der davon abgeleitete, moderne Amokläufer<sup>134</sup> ist nicht nur in seiner filmischen Inszenierung wie beispielsweise in Joel Schuhmachers Film *Falling down* »ein Bild des gewendeten, monströsen Mittelmaßes«, sondern, in den drastischen wie präzisen Formulierungen Joseph Vogls, sind auch ihre realen Vorbilder »Projektil[e] [...] gegossen aus den Elementen der Normalität [...] Niemande, Durchschnittstypen und Schatten der Gewöhnlichkeit«<sup>135</sup>. Auch der Querulant entspringt dem Unauffälligen, ist bis zu einem gewissen Punkt der Vertreter einer unscheinbaren Biographie, wird erst durch sein von der Norm abweichendes Verhalten augenscheinlich und damit gleichzeitig erst beobachtbar; Michael Kohlhaas, der vermutlich erste und bekannteste Querulant der deutschen Literaturgeschichte, wird vom Erzähler als »einer der rechtschaffensten und zugleich entsetzlichsten Menschen seiner Zeit«<sup>136</sup> eingeführt. Dass die Idiosynkrasie stärkere Auswirkungen haben kann als die unerklärliche und unüberwindbare Abneigung gegen Geräusche, Bilder oder Wörter, zeigt Silvia Bovenschen in ihren Essays *Über-Empfindlichkeit*.

Die gastrogene wie allergologische Metaphorik, die die Idiosynkrasie meist, so auch dort, begleitet, verweist auf die Nähe von idiosynkratischen Reaktionen zu biologischen Fremd- oder Abwehrreaktionen des Immunsystems. Auslöser solcher Unverträglichkeits- oder Überempfindlichkeitsreaktionen sind körperfremde Substanzen, in der Regel harmlose Umweltstoffe (Antigene), an die sich der Körper gewöhnen, d.h. sich sensibilisieren kann. Wird an den altgriechischen Ursprung der Allergie erinnert, an ‚*állos*‘ - ‚anders‘, ‚fremd‘ oder ‚eigenartig‘ und ‚*érgon*‘ - ‚das Werk‘, ‚die Arbeit‘ oder ‚die Reaktion‘ - wird klar, dass eine Sensibilisierung oder

---

<sup>133</sup> Vogl 2010, S. 14.

<sup>134</sup> Der minutiös geplante, westliche Amoklauf ist im Sinne der indomalaiischen Herkunft, ihrem Verständnis des An- und Unfalls, kein Amok (vgl. hierzu Vogl 2000) und obwohl er Parallelen zur mimetischen Praktik des Querulanten aufzeigt, ist er an dieser Stelle des idiosynkratischen Ausbruchs nicht von Relevanz.

<sup>135</sup> Vogl 2000, S. 77.

<sup>136</sup> Kleist [1810], 2012, S. 9.

Reaktion auch immer Arbeit meint und macht, also einen temporalisierten Prozess darstellt, in dem der Körper entweder (dazu-)lernt oder nicht.

Wenn dieser sensibilisierende Prozess jedoch misslingt und die Toleranz versagt, dann kommt es zum (allergischen) Schock. Was passiert nun im übertragenen Sinne, wenn die soziale Sensibilisierung mit der eigenen Erfahrungswelt plötzlich nicht mehr gelingt, wenn ‚niemand nicht‘, alles und jeder, zur Intoleranz führen kann oder man selbst zum Fremdkörper wird? Genau dann spricht man von einer »eigensinnigen Unverträglichkeit mit dem Leben«<sup>137</sup> oder frei nach Friedrich Nietzsche von dem Moment, wenn »der Normalgeschmack an allen Dingen«<sup>138</sup> plötzlich zum Brechreiz führt; man - nach Maren Lehmann - ‚*einfach alles satt hat*‘.

Dann stürzen die Kulissen der Normalität ein, dann stoßen die Hände gegen den Himmel und genau dann genügt eine rote Ampel an einem ganz normalen Tag zu einer beliebigen Uhrzeit, damit ein beliebiger Mensch plötzlich selbst rotsieht, zur Waffe greift, los läuft und zu schießen beginnt<sup>139</sup>.

Ebenso flüchtig, eruptiv und beliebig wie der Amokläufer aus *Falling Down* wird die Idiosynkrasie von Bovenschen beschrieben, wenn sie an die Geschichte eines Mannes erinnert, der »nur flugs«<sup>140</sup> Zigaretten holen wollte, das Haus verließ und nie wieder zurückkehrte. Die Idiosynkrasie steht also auch für die Flucht, für den totalen Ausbruch aus dem alltäglichen, routinierten Leben, seinen festgefahrenen Umständen und gleichbleibenden Kontexten, die den westlichen Amokläufer, im Falle der Vereinigten Staaten, als »all-american-guy«<sup>141</sup> oder den Querulanten als früher ‚subalternen‘, heute unauffälligen Menschen beschreiben. Deshalb ist Vogls Formulierung, die die Aktionen des Amoklaufs, d.h. die Reaktionen des idiosynkratischen Ausbruch, als »entgleiste[] Regelmäßigkeit«<sup>142</sup> bezeichnet auch für den Querulanten treffend: Denn gleich einer entgleisten Lokomotive behalten beide Figuren trotz ihrer Entgleisung ihre ursprüngliche Bewegungsform bei. Aus den zirkulären, festgefahrenen Routinen des Alltags bricht der Querulant - wie der Amokläufer - idiosynkratisch aus. Seine Reaktion findet sich in ebenso zirkulären (Rechts-)Prozessen der Korrektur wie der zuvor

---

<sup>137</sup> Lehmann 2011d, S. 192.

<sup>138</sup> Nietzsche 1881, Nachgelassene Fragmente, zit. nach der Digitalen Kritischen Gesamtausgabe (Gruppe 11, Nr. 156) zit. nach Lehmann 2011d, S. 192.

<sup>139</sup> Vgl. Vogl 2000, S. 77f.

<sup>140</sup> Bovenschen 2007, S. 201.

<sup>141</sup> Vogl 2010, S. 20.

<sup>142</sup> Vogl 2000, S. 87.

entflohenen Routinen wieder. Sollte der Amokläufer seinen tödlichen Lauf überleben, gerät er ebenso wie der diagnostizierte Querulant in pathologisierende, d.h. therapeutische oder pädagogische Abläufe ohne absehbares Ende.

Die Beobachtung lässt sich auch für den flüchtig gewordenen Raucher festhalten. Er kann alles und jeden verlassen, sogar den eigenen Namen ablegen und sich in eine andere Identität flüchten - nie aber sich selbst entfliehen. Bovenschen resümiert: »so wären wir doch immer noch Gefangene der Gewohnheiten unseres Denkens, Fühlens und Handelns, unserer eigentümlichen Mischungen«<sup>143</sup> und so wenig die Flucht vor dem Selbst gelingt, so wenig »kann man Idiosynkrasien einklagen«<sup>144</sup>. Letztere Erfahrung teilt der älteste Querulant der deutschen Literatur, Michael Kohlhaas.

Die Konsequenzen der beschriebenen Szenarios sind unterschiedlich folgenschwer, aber nie folgenlos. Zugleich ähneln sich die Idiosynkrasie des Querulanten und des Amokläufers darin, dass Auslöser und Reaktion in keiner verhältnismäßigen Beziehung zueinander stehen, als ob in »spontaner Motivlosigkeit« mit ‚Kanonen auf Spatzen geschossen‘ wird und der »isoliert betrachtet, läppisch marginale Anlass für ihre Sensation [...] in einem grotesken Gegensatz zu der fundamentalen Macht [steht LK], die sie über uns haben«<sup>145</sup>.

In Anlehnung an ein Zitat aus Paul Valérys *Cahiers* spricht Bovenschen von einer verborgenen, manchmal sogar panischen Macht der Idiosynkrasie, die über die punktuelle Wirkung eines ephemer aufscheinenden Moments hinausgeht und viel mehr »in [...] polygonen Verknüpfungen, in der latenten Wirksamkeit eines weitverzweigten Gewebes willentlich nicht steuerbarer Reaktionen und Gegenreaktionen«<sup>146</sup> liegt. Dieses ‚Gewebe‘ überträgt »vielfältige[] und unregelbare[] Ausstrahlungen«; ein Netz aus Reiz-Reaktions-Relationen leitet den Impuls und seine Auswirkungen »auf alle Bereiche des Fühlens, Denkens und Handelns« und genau in dieser Potentialität - »für den von ihr Befallenen [...] alles [...] und für den anderen fast soviel wie nichts«<sup>147</sup> zu sein - liegt ihre Macht<sup>148</sup>. Es verwundert daher nicht, dass die Psychiatrie den Amok in Anlehnung an das »Alles-oder-Nichts-Prinzip« in naturwissenschaftlicher Metaphorik

---

<sup>143</sup> Bovenschen 2007, S. 201.

<sup>144</sup> Ebd., S. 146.

<sup>145</sup> Ebd., S. 15.

<sup>146</sup> Bovenschen 2007, S. 14.

<sup>147</sup> Ebd., S. 143.

<sup>148</sup> Vgl. ebd., S. 14.

einem »psycho-physikalischen Prinzip« der Auslösung zuordnet und den Amokläufer nicht nur als reizbaren gesellschaftlichen Grenzgänger, sondern als das Ergebnis eines energetischen Schwellenübertritts typisiert, da »[u]nterhalb einer bestimmten Schwelle [...] Nervenreize unbemerkt und unwirksam«<sup>149</sup> bleiben. Dementsprechend können vermeintliche Auslöser die Figuren des Amokläufers oder des Querulanten reizen und trotzdem unbemerkt bleiben, d.h. nicht jeder Impuls führt zur typischen, extremen Reaktion. Der Querulant ist daher, wie bereits zu Beginn erwähnt, kein genuiner Pedant, bei dem es, von außen betrachtet, keine Schwelle für die entsprechenden Reize der Abweichung zu überwinden gibt, weil alles Auslöser wird. Der Querulant muss folglich auch nicht ‚*schon immer*‘ ein Pedant ohne Toleranz für Abweichungen gewesen sein, wird es allerdings nach seinem Ausbruch. In seinem nervösen ‚Gewebe‘ generiert sich schließlich, wenn die Schwelle überschritten wurde, das, was Bovenschen eine »idiosynkratische Reaktion« nennt. In dieser Reaktion tut sich ein Zeitfenster auf, ein gedehnter Moment, in dessen Vakuum der Körper fast wie in Zeitlupe, ferngesteuert, und reflexartig reagiert - ein Stocken, Sträuben, Schütteln oder Zucken<sup>150</sup> mit mehr oder weniger weitreichenden Folgen: »wir reagieren unwillkürlich bei wachem Bewusstsein: das heißt, wir fallen nicht in Ohnmacht, wir versinken nicht im Schlaf, wir träumen nicht [...] Wir nehmen etwas genau, übergenu, wahr und gleichzeitig uns selbst«<sup>151</sup>.

Bovenschen zieht den Schluss, dass eine idiosynkratische Reaktion auch auf die Wahrnehmung einer Idiosynkrasie selbst, also auf die Wahrnehmung der eigenen Irritation erfolgen kann, denn »[w]enn nichts mehr an diesem Phänomen erklärbar scheint, werden wir uns selbst fremd, reagieren wir idiosynkratisch auf unsere Idiosynkrasie [...] als wäre sie so eine Art Kurzschluss [...] [, der LK] einen völlig automatisierten Ablauf in Gang setzt«<sup>152</sup>. Die idiosynkratische Selbstbeobachtung führt dazu, dass »der Betroffene sich seiner selbst in hohem Maße gewahr wird und zugleich von sich selbst befremdet ist« - das nennt Bovenschen die »Struktur des Idiosynkratischen«<sup>153</sup> auf der Ebene der (Selbst-)Wahrnehmung. Der ‚Betroffene‘

---

<sup>149</sup> Vogl 2000, S. 83f.

<sup>150</sup> Ein Zucken der Augenlider oder Lippen wird daher im 19. Jahrhundert als gefährliches Signalelement der Befreiung oder Entfesselung der inneren Bestie (*La Bête Humaine*) im Menschen gedeutet. Vgl. hierzu Vogl 2014, S. 100.

<sup>151</sup> Bovenschen 2007, S. 13.

<sup>152</sup> Ebd., S. 13, 15, 16.

<sup>153</sup> Ebd., S. 25.



beobachtet sich selbst, erkennt sich dabei nicht wieder und wird im Folgendem auch von seiner Umgebung nicht wieder erkannt<sup>154</sup>.

Vielleicht liegt hier der Grund für die nach dem Amoklauf einsetzende Amnesie der Amokläufer auf den malaiischen Inseln des 19. Jahrhunderts und der Grund für den häufigen Selbstmord im Anschluss an den modernen, westlichen Amok im 21. Jahrhundert? Denn wenn in »unseren« absurden Aversionen »die unabgeschlossene Eigentümlichkeit unseres Selbst« liegt, dann ist »ihre Auslöschung [...] unsere Auslöschung«.<sup>155</sup> Und wenn Bovenschen ganz bewusst von ‚unseren‘ Eigentümlichkeiten spricht, dann ist das keine Koketterie und heißt für die hier vertretene These, dass potentiell jede/r, als idiosynkratische Reaktion auf die eigene Unverträglichkeit Amok laufen oder endlos querulieren könnte.

Wenn sich der Amokläufer also in der ‚Erfüllung‘ seiner Idiosynkrasie, in seiner Unverträglichkeit mit dem Leben, am Ende selbst auslöscht, so ist es vermutlich keine allzu große Übertreibung zu behaupten, dass sich der Querulant durch seinen ständigen Einspruch, durch die ständige Wiederholung im Modus des Aufschubs - im juristischen Jargon durch (Prozess-)Verschleppung - seine Idiosynkrasie und so vielleicht sich selbst am Leben hält. Im Gegensatz zum Amokläufer hat der Querulant offenbar noch Hoffnung oder vielleicht das, was man Gott- oder Weltvertrauen nennt.

Mit einem Zitat Richard Rortys verweist Bovenschen auf das Gegenteil der idiosynkratischen Auslöschung. Die potentiell lebenslange Auswirkung der »blinden Prägung [...], die sich in allem zeigt, was wir tun« wird so »den Ton eines Lebens bestimmen [...] ein unbedingtes Gebot aufstellen - ein Gebot, das, obwohl es höchstens einer einzigen Person verständlich sein mag, doch darum nicht weniger unbedingt ist«<sup>156</sup>. Dass sich bei den Reaktionen der Idiosynkrasie Lebensende oder -inhalt als Extreme gegenüberstehen, verdeutlichen der Amokläufer und der Querulant. Während der künftige Amokläufer in seinem idiosynkratischen Moment, ausgelöst durch eine zufällig auf Rot springende Ampel, laut Vogl unmissverständlich erkennt, dass sich *nichts* ändern wird, führt eben diese unerträgliche Erkenntnis »zu einem Augenblick, an dem die Last vergangener Kränkungen mit der künftigen Monotonie in einem Anfall von Schwäche zusammenfällt«<sup>157</sup>. Der Last einer unterschiedslosen Zukunft, die sich in

---

<sup>154</sup> Dies könnte der Grund sein, warum den meist jugendlichen Amokläufern in den USA erst im Nachhinein eine immer schon da gewesene Zwielfichtigkeit nachgesagt wird.

<sup>155</sup> Bovenschen 2011, S. 24.

<sup>156</sup> Rorty 1992, S. 74. zit nach Bovenschen 2011, S. 25.

<sup>157</sup> Vogl 2000, S. 77.

einem nicht auszuhaltenden Moment in die Gegenwart drückt, will der Amokläufer entkommen und bricht aus, oder genauer: schießt sich frei<sup>158</sup>. Der idiosynkratische Ausbruch aus einer unterschiedslosen Zukunft evoziert den Amoklauf als Reaktion.

Wenn es stimmt, dass der Querulant im Gegensatz zum Amokläufer noch Vertrauen in die Zukunft hat, d.h. sich Siegeschancen errechnet, könnte der Querulant in seinem idiosynkratischen Moment zur gegenteiligen Erkenntnis kommen, nämlich, dass sich jederzeit *alles* ändern kann und alles auch anders sein könnte. Zugleich könnte er aber auch erkennen, dass er die Abweichung korrigieren kann, ja sogar, der blinden Prägung entsprechend, korrigieren muss.

Es ist also die Differenzerfahrung, die eine ebenso beunruhigende wie auffordernde Erkenntnis mit sich bringt. Im allergologischen Sinne ist der Querulant nach einem Schock abweichungs-intolerant ohne Chance auf Sensibilisierung. Das Gebot, das die Idiosynkrasie dem Querulanten aufstellt, ist die Korrektur einer Abweichung, die Richtigstellung dessen, was als ‚erlittenes Unrecht‘ in die Bücher eingegangen - und deren Auslöser eine als negativ empfundene, identitäre Differenzerfahrung ist.

Es könnte der Verdacht aufkommen, dass das hier gezeichnete Bild der Idiosynkrasie des Querulanten dem widerspricht, was Joseph Vogl eindrucksvoll als andere, aktive Seite des trägen und querulierenden Zauderns, als Abneigung »gegen die Festigkeit von Weltlagen, gegen die Unwiderrufflichkeit von Urteilen, gegen die Endgültigkeit von Lösungen, gegen die Bestimmtheit von Konsequenzen, gegen die Dauer von Gesetzmäßigkeiten und das Gewicht von Resultaten«<sup>159</sup> bestimmt hat, da der Querulant ja gerade auf die Festigkeit von Weltlagen, Gesetzmäßigkeiten und Konsequenzen pocht. Vielleicht liegt hier das Paradox des Querulanten? Auf der einen Seite ist es erst sein ins Wanken geratenes Weltbild, das ihn darauf hinweist, dass alles auch anders sein könnte. Andererseits ist es genau die hinzugekommene, abweichende Seite der Unterscheidung normal/abweichend<sup>160</sup>, die die als positiv beurteilte Seite so attraktiv macht und es ist Zeit, die er benötigt, um auf die erste Seite der Unterscheidung zurück

---

<sup>158</sup> Zu spekulieren bliebe, inwiefern der Amokläufer in dem von ihm verursachten Blutbad und -rausch in jenes jugendliche und gleichzeitig »göttliche« Allmachtgefühl zurückversetzt wird, indem er es pervertiert, das heißt verdreht, und von einem Zustand »der unerschöpflichen Möglichkeit des Werdens« in dem wir, laut Bovenschen, »frei von idiosynkratischen Anfechtungen sind« und in einen vielleicht ebenso berausenden wie beruhigenden Zustand von erschöpften Möglichkeiten des Nicht-Werdens gelangen. Vgl. Bovenschen 2007, S. 203.

<sup>159</sup> Vogl 2014, S. 135.

<sup>160</sup> Vgl. Luhmann 1995, S. 128.

zu gelangen und gerade die Widerrufbarkeit von Urteilen, also operationalisierte, zeitgebundene Kommunikation, die den Wechsel, die Korrektur erst ermöglicht.

Eine ebenso bedrohliche, identitäre Verlust- und Differenzerfahrung macht das ‚mark‘, das Opfer in Erving Goffmans Untersuchung über den gesellschaftlichen Umgang mit Rollen- und Gesichtsverlust sowie über die Anpassung an persönliches Scheitern. Zu Beginn von *On cooling the mark out - Some Aspects of Adaptation to Failure* ebenso wie zu Beginn der Kleist'schen Novelle über den an der Havel lebenden Rosshändler *Michael Kohlhaas*, steht der Betrug. Die Szenerie oder das Spiel, das Goffman als »confident game«, kurz »the con«<sup>161</sup> beschreibt - nämlich das Übers-Ohr-Gehauen-Werden einer Privatperson, die durch eine koordinierte Gruppe von »Actors« in einem fingierten Glücksspiel gewieft, weil auf freundlicher Vertrauensbasis in den finanziellen Verlust gelotst wird - erinnert an die Betrugsszene zu Beginn der Novelle: Michael Kohlhaas, der sich auf der Durchreise nach Dresden befindet, wird an der Tronkenburg von einem neu errichteten Schlagbaum gestoppt. Der Schlossvogt und der neue Burgherr Wenzel von Tronka verlangen eine ebenso neue Zollgebühr sowie einen Passierschein. Kohlhaas, der schließlich die Gebühr begleicht, aber besagten Passierschein nicht besitzt, lässt sich auf die unübliche Abmachung ein, seine Rappen und seinen Knecht Herse als Pfand für die Durchreise auf der Tronkenburg zu lassen und besagten Mobilitätsnachweis auf der Rückreise nachzureichen. Nachdem der Betrug des fiktiven Passierscheins in Dresden aufgedeckt wird, wird Kohlhaas zum »mark«, zum ‚Opfer‘ eines Betrugs, zum Verlierer eines Spiels.

Ebenso wenig wie es dem Rosshändler Michael Kohlhaas um den monetären Wert der Rappen geht, denn »er hätte den gleichen Schmerz empfunden, wenn es ein Paar Hunde«<sup>162</sup> gewesen wären, liegt der Grund für die Verärgerung des ‚marks‘ im finanziellen Verlust. Der enorme und den Gaunern potentiell gefährlich werdende Ärger des »victims« kann nicht allein mit »the greatness of his financial loss« erklärt werden, vielmehr sehen sich die ‚marks‘ »suddenly« mit dem existenziellen »loss of sources of security and status«<sup>163</sup> konfrontiert. Um üble Nachrede oder Gerüchte zu vermeiden, die das betrügerische Geschäft bekanntlich schädigen, - nicht umsonst spricht man von ‚Rufmord‘ - bestimmen die Betrüger ein Gruppenmitglied, das nach dem Betrug beim Opfer verweilt, um es an den Verlust heranzuführen und ruhig zu stellen. Dies ist nötig,

---

<sup>161</sup> Goffman 1952, S. 451.

<sup>162</sup> Kleist [1810], 2012, S. 28.

<sup>163</sup> Goffman 1952, S. 451.

weil es sich sonst allein in der Position »of loosing [his] role« und »made in return something that is considered a lesser thing to be«<sup>164</sup> wiederfindet. In der prekären Situation des unfreiwilligen Gesichtsverlust, so Goffman, ist es besonders schwierig, den gedemütigten »mark« abzukühlen, um Schlimmeres als den Ausbruch oder die Beschwerde zu vermeiden<sup>165</sup>, denn: »[s]ometimes however a mark is not quite prepared to accept his loss [...] He may feel moved to complain to the police or to chase after the operators«<sup>166</sup>. So auch Kohlhaas. Eine Unregelmäßigkeit unter vielen genügt. Der erfundene Passschein ist nicht der Grund für Kohlhaas' Ausbruch, denn nachdem er erfahren musste, dass der Passschein »ein Märchen sei [...] kehrte er ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl, als das der allgemeinen Not der Welt, zur Tronkenburg zurück«, um die Situation friedlich zu begleichen. Dort angekommen, wird er jedoch nicht nur von der Abwesenheit seines Knechtes Herse unterrichtet, sondern erblickt »das wahre Bild des Elends im Tierreich!«<sup>167</sup>, denn die ehemals prächtigen Rappen sind durch schlechte Unterbringung und Versorgung zu klapprigen Mähren heruntergekommen.

Der Anblick der Pferde genügt als Auslöser: »[d]em Großhändler schlug das Herz gegen den Wams. Es drängt ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Kot zu werfen, und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtsgefühl, das einer Goldwaage gleich, wankte noch; er war vor der Schranke seiner eigenen Brust noch nicht gewiß, ob eine Schuld seinen Gegner drücke [...] Er ließ die Gaule, ohne sich um sie zu kümmern, auf dem Platz stehen, schwang sich, indem er versicherte, daß er sich Recht zu verschaffen wissen würde, auf seinen Braunen und ritt davon«<sup>168</sup>. Ab diesem Moment will Kohlhaas die Instanzen öffentlicher Rechtsprechung in Anspruch nehmen, bleibt jedoch ohne Erfolg. Obwohl sich sein Zorn durch das wild schlagende Herz ankündigt, urteilt er nicht selbst, sondern will die Entscheidungsfindung rechtlich-administrativen Verfahren überlassen. Nach der Befragung seines Knechts Herse ist er sich indes der auf der Tronkenburg verübten Schandtaten bewusst und klagt mit der Hilfe eines Anwalts vor dem Dresdner Gericht auf Schadensersatz und Wiedergutmachung. Monate vergehen ohne Antwort des Gerichts, bevor Kohlhaas erfährt, dass die Klage, aufgrund »höherer Insinuation [...] niedergeschlagen worden

---

<sup>164</sup> Ebd., S. 454.

<sup>165</sup> Ebd., S. 454.

<sup>166</sup> Ebd., S. 452.

<sup>167</sup> Kleist [1810], 2012, S. 14, 15.

<sup>168</sup> Ebd., S.16f.

sei«<sup>169</sup>. Kohlhaas lässt nicht von seinem Vorhaben ab und wendet sich über einen Bekannten, den Stadthauptmann Heinrich von Geusau an eine höhere Instanz, an den brandenburgischen Landesherren. Seine Beschwerde, die er in Berlin, »in der Schreiberei des Stadtgerichts [...] ganz den Forderungen gemäß verfaßt und [...] übergeben hatte«<sup>170</sup>, wird ihr Ziel trotzdem nicht erreichen, sondern von einer ‚Zwischeninstanz‘, dem Kanzler Grafen von Kallheim, einem Verwandten der Tronkas, abgelehnt und Kohlhaas in der darauf antwortenden Resolution »als unnützer Querulant«<sup>171</sup> bezeichnet. Mit der Typisierung endet Kohlhaas’ kurze, unerfüllte und erst im Nachhinein – weil erfolglos gebliebene – als solche titulierbare Querulantenkarriere. Die kurz darauf eingehende Nachricht, dass die festgehaltenen Pferde weiter zur Feldarbeit eingesetzt werden – Kohlhaas erfährt dies in Kleistscher Manier ‚rein zufällig‘ »durch einen Bekannten, der die Straße gereist war« – löst einen zweiten idiosynkratischen Moment aus: »und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigene Brust nunmehr in Ordnung zu sehen«<sup>172</sup>. In diesem eigentümlichen Moment realisiert Kohlhaas schließlich, dass sich auf institutionalisiertem Weg *nichts* ändern wird, auch wenn er sich im Recht weiß. In der größten Unordnung d.h. Abweichung, ist er plötzlich zufrieden. Er kühlt ab.

Das Abkühlen versteht Goffman als einen »process of adjustment to an impossible situation — a situation arising from having defined himself in a way which the social facts come to contradict. The mark must therefore be supplied with [...] a new framework in which too see himself and judge himself. A process of redefining the self [...]«<sup>173</sup>. Dies tut auch Kohlhaas; er definiert sich in der Rolle des gerechten Rächers neu. Er verkauft überhastet seinen Besitz, denn »seine Seele sei auf große Dinge gestellt«<sup>174</sup>, d.h. er macht sich für eben diese Ziele beweglich, und das bedeutet auch: nicht adressierbar. Er findet einen Zweck, der »in Vergleich mit welchem, seinem Hauswesen, als ein ordentlicher Vater, vorzustehen, untergeordnet und nichtswürdig

---

<sup>169</sup> Ebd. S. 26.

<sup>170</sup> Ebd., S. 27.

<sup>171</sup> Ebd., S. 28.

<sup>172</sup> Ebd., S. 29.

<sup>173</sup> Goffman 1952, S. 456.

<sup>174</sup> Kleist [1810], 2012, S. 30.

sei«<sup>175</sup> und plant folglich seine Frau und Kinder außer Landes, nach Schwerin, zu bringen.

Einen ähnlichen Prozess der Adaption beschreibt Niklas Luhmann in seiner systemtheoretischen Analyse des Gerichtsprozesses als Verfahrenssystem. Das psychologische ‚cooling out‘ nach Goffman versteht Luhmann als einen erwartungsumstrukturierenden Prozess, der nach der Enttäuschung eines widersprechenden Urteils einsetzt und als temporalisierter Lernprozess verstanden wird<sup>176</sup>. Er spricht von einem »Einbau neuer Erwartungsstrukturen in die alte, identisch bleibende Persönlichkeit«, der »mehr oder weniger zentrale Persönlichkeitsstrukturen«<sup>177</sup> betrifft. Für den ‚Einbau‘ schlägt er »Harmonisierungsformeln« vor, die die »Erhaltung [der LK] Identität ermöglich[en]« und deren Wahl »der Phantasie und Gestaltungskraft des einzelnen und seinen Chancen für soziale Unterstützung überlassen«<sup>178</sup> bleibt. Er nennt als Möglichkeit für erwartungsumstrukturierende Vorgänge: »Überzeugungswandel, Abstraktion von Regeln der Erlebnisverarbeitung, Umdeutung der Vergangenheit, Isolierung oder Abkapselung der problematischen Themen, Bagatellisierung, weltmännische Resignation, Anlehnung an neue Umwelten usw.«<sup>179</sup>. Die strukturelle Änderung von Erwartungen, die Verhalten koordinieren, weil sie als Prämissen dienen, ist jedoch riskant, da sie ganze »Rollenbereiche strukturieren [und] die persönliche Identität des einzelnen [...] gefährden. Sie [die strukturelle Änderung der Erwartung und der Verhaltensprämissen LK] darf dem einzelnen nicht als Widerspruch zu sich selbst, als Bruch mit seiner Vergangenheit, als Zeichen persönlicher Unzuverlässigkeit oder als Verschulden angekreidet werden«<sup>180</sup>.

Eine Situation, in der die von Luhmann genannten Einbaustrategien bzw. Umstrukturierungen entweder fehlschlagen oder durch den sonst eintretenden Identitätsverlust aufgrund von Inkongruenz keine Option sind, tritt ein, »wenn der Betroffene in Protest gegen die Entscheidung weiterzuleben versucht, Widerstand leistet, sein gekränktes Recht immer wieder hervorhebt, immer wieder den Schorf von

---

<sup>175</sup> Ebd., S. 30.

<sup>176</sup> Vgl. Luhmann 2013, S. 33.

<sup>177</sup> Ebd.

<sup>178</sup> Ebd., S. 33.

<sup>179</sup> Ebd.

<sup>180</sup> Ebd., S. 34.

seinen Wunden kratzt und Hilfe und Zustimmung gegen die Entscheidung zu organisieren sucht, kurz: nicht lernt, sondern bei seinen alten, enttäuschten Erwartungen bleibt«<sup>181</sup>. Luhmann schwächt das Argument des ausbleibenden Lernerfolgs im Folgenden jedoch ab, indem er erklärt, dass es »so oder so« zu einem Lerneffekt kommt, denn »man kann nach dem Verfahren nicht mehr dieselben Erwartungen hegen wie vor dem Verfahren« - allerdings wird der Lernvorgang, da er einer enttäuschten Entscheidung entspringt, gleichzeitig »unberechenbar« und der enttäuschte Entscheidungsempfänger, hier Kohlhaas, wird »seine Verhaltensweise und Ziel in einer »abweichenden« Rolle neu strukturieren«<sup>182</sup> und aus Mangel an alternativen Handlungsoptionen in ihr erstarren. Die Lösung durch psychische Akzeptanz ist also auch bei Luhmann nicht die einzige Option der Adaption. Als funktionales Äquivalent sieht er »die innere [...] Verhärtung und [...] Generalisierung des Konflikts auf alle Sachlagen«<sup>183</sup>. Die Alternative zur psychischen Identifikation mit dem Urteil, die dem enttäuschten Entscheidungsempfänger den widerspruchsfreien Erhalt seiner Identität durch konsistente Selbstdarstellung erlaubt, ist es, ab dem Zeitpunkt der gefällten Entscheidung als gekränkter Kläger, als Verlierer aufzutreten.

Auch der Verlierer wird seine Erwartungen zu einer Erklärung umstrukturieren, also lernen, allerdings »zugleich mit den enttäuschten, vom Recht nicht bestätigten Erwartungen konsistent bleiben«<sup>184</sup>. Ab dem Moment, in dem der Querulant zwar an seinen Erwartungen festhält, aber nicht mehr, und das ist entscheidend, deren (rechtliche) Durchsetzung erwartet, wird seine Zukunft parallel zum idiosynkratischen Moment des Amokläufers »mit der Hypothek permanenter Frustration«<sup>185</sup>, belastet, weil er sich im Recht weiß.

Eben das tut Kohlhaas: Er lernt, obwohl er bei seinen enttäuschten Erwartungen bleibt. Er strukturiert seine Rolle in einer Abweichung um, er wird nicht zum Verlierer, sondern zum selbstgerechten Rächer. Kohlhaas kann, nur weil er abkühlt, - und hier widerspricht er Goffmanns These, der die Reaktion des »into business for himself«-Gehens als Gegenteil des »cooling out«-Effekts beschreibt - »dem Geschäft der Rache«<sup>186</sup>

---

<sup>181</sup> Ebd., S. 33.

<sup>182</sup> Ebd., S. 110.

<sup>183</sup> Ebd.

<sup>184</sup> Ebd., S. 110.

<sup>185</sup> Ebd., S. 112.

<sup>186</sup> Ebd., S. 37.

nachgehen. Dadurch gelingt es ihm, Knechte wie andere Gefolgsleute<sup>187</sup> und »facilities required to establish a status similar to the one he has lost«<sup>188</sup> zu organisieren. Bezeichnenderweise ist dieser rebellische Modus meist »rehearsed in phantasies of the "I'll show them" kind, but sometimes it is actually realized in practice«<sup>189</sup> - oder in der Literatur.

Kohlhaas' brandstiftender wie mörderischer und vor allem organisierter ‚Terror‘, weswegen nicht mehr die Rede von ‚Amok‘ sein kann, kann mit Luhmann strukturell erklärt werden. Er steht als Ausdruck »für das Festhalten an der Erwartung trotz Enttäuschung, vor allem durch [...] Sanktionierung; schließlich [...] der Abreaktion von Gefühlen der Unsicherheit, die aus der latenten Strukturbedrohung entspringen«<sup>190</sup>. Gerade im Moment der emotionalen Übertreibung stabilisieren sich die durch die Enttäuschung instabil gewordenen Erwartungen und ihre Struktur. Kohlhaas' zeitlich gedehntes Vorgehen entspricht damit nicht dem explosiven Moment von Goffmans ‚mark‘, bei dem der ‚mark‘ die Möglichkeit bekommt »to blow his top«. Während der ‚mark‘ soweit gehen kann »as to commit physical violence«<sup>191</sup> und sein Verhalten trotzdem als eine Variante des ‚cooling out‘, d.h. der absoluten Entladung begriffen wird. Die darauf folgende, kühle Leere entspricht daher viel eher dem nicht-suizidalen Amoklauf und dem drauf folgenden Moment der Apathie, wie bspw. beim Protagonisten in *Falling Down*, der am Ende einfach »nur nach Hause«<sup>192</sup> will, als Kohlhaas' Rachefeldzug.

### **III b Legitimation / Ausgang**

Querulanten sind, das wurde nun deutlich, Figuren der Enttäuschung, des wiederholten Scheiterns und des erneuten Aufbegehrens. Zudem hat das letzte Kapitel gezeigt, dass rechtlich gestützte Konfliktbereitschaft in gewalttätiges Konfliktpotential umschlagen kann, vor allem dann, wenn dem Recht nicht mehr vertraut wird. Wenn es der Figur des

---

<sup>187</sup> Vgl. Kleist 2012, S. 38, 41 und 44.

<sup>188</sup> Goffman 1952 S. 459.

<sup>189</sup> Goffman 1952 S. 459.

<sup>190</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 235.

<sup>191</sup> Goffman 1952, S. 457, 458f.

<sup>192</sup> zit. nach Vogl 2000, S. 77.



Querulanten nicht gelingt, zu einer unvoreingenommenen Entscheidungsinstanz vorzudringen, sondern sie wie im Falle Kohlhaas auf illegalem, d.h. vetternwirtschaftlichem, Weg immer wieder abgewimmelt wird, erklärt das sowohl den Zorn als auch das Durchhaltevermögen, den Trotz und die potentielle Resignation des Querulanten. Denn: Er hat subjektiv Recht, ist objektiv im Recht und niemanden interessiert es.

Auch wenn es dem Beispiel-Querulanten Michael Kohlhaas nicht gelungen ist, als Kläger vor Gericht zu ziehen, kann der Querulant als ein spezifischer Typ des Gerichtsverfahrens beobachtet werden, der in der spezifischen Kommunikationsstruktur der gerichtlichen Entscheidungsfindung, also auf kommunikativen Weg, versucht, eine Abweichung, eine Ungerechtigkeit, ein aus seiner Sicht fälschlicherweise getroffenes Urteil, mit als negativ beurteilten identitären Folgen, auszugleichen. Der Querulant hat also einen Rechtsanspruch gegenüber einer gegnerischen Partei, die auch ‚die Justiz‘ selbst oder eine Repräsentanz sein kann. Das Grundgesetz garantiert jedem Staatsbürger subjektiven Rechtsschutz, d.h. sollte »jemand durch die öffentliche Gewalt in seinen Rechten verletzt [werden LK], so steht ihm der Rechtsweg offen« (Art. 19 IV 1 GG). Artikel 17 des Grundgesetz besagt zusätzlich, dass jedermann das Recht hat »sich einzeln oder in Gemeinschaft mit anderen schriftlich mit Bitten oder Beschwerden an die zuständigen Stellen und an die Volksvertretung zu wenden« (Art. 17 GG). Anträge, Beschwerden und Eingaben müssen von der Justiz bearbeitet und schriftlich beantwortet werden. Justiz und Querulanz bedingen sich also gegenseitig.

Mithilfe von Niklas Luhmanns Verfahrenssoziologie, die das Gerichtsverfahren als soziales System begreift, sollen das als querulatorisch bezeichnete Verhalten in Gerichtsprozessen und das damit einhergehende Problem der Akzeptanz der Entscheidung sowie die zeitliche Umstrukturierung von Erwartungen näher betrachtet werden. Der Querulant erwartet normativ, denn das Recht ermöglicht die zeitliche Stabilisierung von Erwartungen und gibt Sicherheiten, mit deren Hilfe »man mit größerer Gelassenheit den Enttäuschungen des täglichen Lebens entgegensehen« oder sich »zumindest darauf verlassen kann, in seinen Erwartungen nicht diskreditiert zu werden«<sup>193</sup>. Fatalerweise wird der Querulant eben in diesen Erwartungen der Nicht-Enttäuschung von Erwartungen enttäuscht.

---

<sup>193</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 133.

Die Qualität normativer Erwartung liegt in ihrer Beständigkeit gegenüber der ereignishaften Enttäuschung der Erwartung, d.h. der Querulant fühlt sich trotz gegensätzlicher Urteilssprechung im Recht, und die Verletzung normativer Erwartung, so Luhmann, leitet für den Enttäuschten »ein Recht zu aggressiven Gegenmaßnahmen her«<sup>194</sup>.

Die Willkürlichkeit oder Mutwilligkeit, die dem Querulanten seit dem 18. Jahrhundert in seinem Verhalten vorgeworfen wird, wird obsolet, wenn man wie Luhmann daran erinnert, dass es »gerade rational [ist LK], den Eigennachteil im Einzelfall kompensieren zu lassen und zu opponieren, bis das geschieht«<sup>195</sup>. ‚Bis das geschieht‘, also das Urteil der Erwartung des Querulanten entspricht, wird er entweder weiterklagen, weiter Beschwerde führen oder zu drastischeren Mitteln als den rechtlich zu Verfügung stehenden, greifen. Das Verfahren hat als spezifische Interaktionsform neben der Funktion der rechtlichen Entscheidungsfindung daher auch die parallel mitlaufende Aufgabe der »Konfliktdämpfung, der Schwächung und Zermürbung der Beteiligten, der Umformung und Neutralisierung ihrer Motive im Laufe einer Geschichte« und des damit einhergehenden Verzichts auf »drastischere Mittel der Konfliktpression«<sup>196</sup>.

Der Verzicht gelingt in den meisten Fällen, da Konflikte in Gerichtsverfahren institutionalisiert, dadurch spezifiziert und auf eine garantierte Entscheidung hin kanalisiert werden. Dieser Vorgang baut auf Rollendifferenzierung und differierende Kompetenzverteilungen sowie daran anschließende, generalisierte Verhaltensformen auf. Der Prozess gibt das Recht zu streiten und gerade dadurch formieren sich gegnerischen Parteien, die sich in ihrer Gegnerschaft gegenseitig anerkennen können. So kann eine extrem heikle soziale Situation aufgrund der auf dem Spiel stehenden Identitäten kontrolliert und weniger wahrscheinlich radikalisiert werden<sup>197</sup>. Den Preis, den die Beteiligten für die Institutionalisierung des Konflikts zahlen, ist jedoch hoch und liegt laut Luhmann in einem »gebrochenen Verhältnis zu [...] Wahrheit und Recht«, auf dessen Vermittlung es schließlich ankommt, denn ein »existentielles Engagement [wird] nach Möglichkeit verhindert«<sup>198</sup> - d.h. um überhaupt vermitteln zu können,

---

<sup>194</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 57.

<sup>195</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 2.

<sup>196</sup> Ebd., S. 4.

<sup>197</sup> Vgl. ebd., S. 100ff.

<sup>198</sup> Ebd., S. 105.

schließt jedes Verfahren eine absolut im-Recht-seiende Selbstdarstellung aus, da über diese gerade nicht verhandelt werden kann.

Die prozessinhärente Selbstdarstellung der Beteiligten ist daher ausschließlich durch das Annehmen einer Rolle möglich. Die Generalisierung durch Rollenbildung schafft ‚Normalität‘ (kontradiktorischer) kommunikativer Übertragungsleistung in Verfahrenssystemen, die die Entscheidungshinnahme des Urteils unabhängig von der objektiven Richtigkeit oder den moralischen Wahrheitsansprüchen garantieren soll<sup>199</sup>. Das bedeutet für den Regelfall, dass Teilnehmer am Verfahren die gefällte Entscheidung zur Prämisse ihres Verhaltens übernehmen und ihre Erwartungsstruktur umstrukturieren - unabhängig davon, ob sie der Entscheidung zustimmen oder nicht.

Die so eigentlich garantierte Akzeptanz der Entscheidung wird brüchig, wenn der Querulant durch seine querulierende Praxis im Modus der Wiederholung beginnt, Urteile zu hinterfragen und sie der erneuten Prüfung zu unterziehen. In modernen Gesellschaften mit immer weiter steigender Komplexität muss, um die Rechtsprechung garantieren zu können, der Begriff der Akzeptanz rechtlicher Entscheidungen sowie ihrer Prämissen daher formalisiert werden. Mit der Positivierung des Rechts, das heißt der Umstellung staatlicher Rechtsetzung auf Entscheidungsverfahren, ergibt sich jedoch ein Legitimitätsbegriff, der im Hinblick auf die Akzeptanz der Entscheidungen und ihrer Prämissen unterschieden werden kann<sup>200</sup>. Die enttäuschte Erwartung des Querulanten ergibt sich aus der Diskrepanz zwischen der ‚richtigen‘ und ‚faktischen‘ Entscheidung, die mit der positiven Ausdifferenzierung des Rechts zum Dilemma wird, denn »ein System, das die Entscheidbarkeit aller aufgeworfenen Probleme garantieren muß, kann nicht zugleich die Richtigkeit der Entscheidung garantieren«<sup>201</sup>. Der Querulant, dem aufgrund seiner fehlenden Akzeptanz des faktischen Urteils protestierende oder gar rebellische Verhaltenszüge zugeschrieben werden, kann in Bezug auf die vorangestellte Unterscheidung allerdings ebenso als konservativ bezeichnet werden, denn seine Nicht-Akzeptanz betrifft allein den Ausgang des Verfahrens, die Entscheidung an sich und nicht die Prämissen ihrer Findung.

Trotzdem widerspricht der Querulant dem Ziel rechtlich geregelter Verfahren, nämlich einerseits der intersubjektiven Übertragung reduzierter Komplexität durch

---

<sup>199</sup> Ebd., S. 5f.

<sup>200</sup> Vgl. ebd., S. 31.

<sup>201</sup> Ebd., S. 21.

Selektionsleistungen, die auf Entscheidungen beruhen<sup>202</sup>, und andererseits der spezifischen Funktion des Verfahrens als System in seiner begrenzten Zeitlichkeit durch eine festgelegte Dauer, die solange andauert, bis »eine einmalige verbindliche Entscheidung«<sup>203</sup> feststeht. Einmalig sind die Verfahrensausgänge aus Sicht des querulierenden Klägers erst dann, wenn die gefällte Entscheidung seinen Vorstellungen entspricht. Die ihm widersprechende Entscheidung ist aus seiner Sicht temporär verbindlich, nämlich bis zu dem Punkt, an dem ein neues Urteil über das vorherige Urteil gefällt, bzw. das alte bestätigt wird und der prozessuale Kreislauf von vorne beginnt. Er *verschleppt* das Verfahren, mutet ihm eine längere Dauer, mehr Zeit zu, als es zur Entscheidungsfindung eigentlich benötigt und kommt deswegen immer wieder unter den Verdacht, personale, finanzielle und zeitliche Ressourcen absichtlich zu verschwenden.

Die bereits erwähnte Komplexitätsreduktion durch Strukturbildung mit Hilfe der Generalisierung von über längere Zeitabschnitte stabilen Verhaltenserwartungen ist nicht die einzige Art der Reduktion von Komplexität, die in Verfahren der Entscheidungsfindung ablaufen. Als Komplexität reduzierendes Strukturäquivalent im Verfahren dient zudem die »Verfahrensgeschichte«<sup>204</sup>. So hat jedes Verfahren »seine eigene Geschichte [...], die von der »allgemeinen Geschichte« (H.d.A.) unterschieden wird«<sup>205</sup>. Die Verfahrensgeschichte schreibt sich in und für jedes Verfahren neu, denn jeder Beitrag, jede noch so unscheinbare Kommunikation wird als Information angenommen und bindend festgehalten - d.h. sie kann nicht mehr ohne Konsistenzverluste der eigenen Position zurückgenommen werden. Hier gewinnt die Verfahrensgeschichte an Komplexität, denn jede Kommunikation, die als Information angenommen wird und im ereignishaften Moment ihrer Aktualisierung bereits wieder verschwindet, muss »sich durch rekursive Vernetzungen in der Zeit [...] bestimmen, das heißt: sich auf bereits gelaufene Kommunikation und auf künftige Anschlußmöglichkeiten [...] beziehen. Jede Kommunikation bindet daher Zeit, insofern als sie bestimmt, von welchem Systemzustand die weitere Kommunikation auszugehen

---

<sup>202</sup> Ebd., S. 25.

<sup>203</sup> Ebd., S. 41.

<sup>204</sup> Vgl. ebd., S. 43.

<sup>205</sup> Ebd., S. 44.

hat«<sup>206</sup>. Die Verfahrensgeschichte konstruiert schrittweise »eine Konstellation von Fakten und Sinnbeziehungen [...] [, die LK] mehr und mehr Unsicherheit absorbiert« und dazu führt, dass »[i]m Lichte des schon Feststehenden [...] das noch Offene interpretiert und weiter einengt«<sup>207</sup> wird.

Der hier als schrittweise gezeichnete Abbau von Komplexität verläuft nicht unbedingt linear; es kann zu jeder Zeit durch einen »Kunstgriff« neue Komplexität und Unsicherheit hinzukommen, was das Verfahren verlängert und als »ein solches Agieren gegen die Tendenz der Entscheidung den Unwillen der anderen Beteiligten [weckt LK], besonders dann, wenn es zu spät versucht wird«<sup>208</sup>. Der Querulant baut durch sein revidierendes Verhalten bereits reduzierte Komplexität immer wieder auf, um sie im Fortgang des Prozesses durch seine Beteiligung an der Urteilsfindung wieder abzubauen. Er versucht, seine Verfahrensgeschichte mit der Hoffnung auf ein anderes Ende immer wieder neu zu schreiben bzw. umzuschreiben. Die Verfahrensgeschichte gibt den Verfahrensbeteiligten laut Luhmann also die Möglichkeit, die eigene Vergangenheit neu zu bestimmen, allerdings mit dem Risiko, sich in der Vergangenheit des Verfahrens selbst zu verstricken und die eigenen Handlungsmöglichkeiten dadurch einzuschränken: »Wer in der Kunst des Verfahrens Meister werden will, muß daher lernen zwei Vergangenheiten gleichzeitig zu kontrollieren«<sup>209</sup>. Bedenkt man an dieser Stelle den möglicherweise bereits stattgefundenen innerinstanzlichen Aufstieg, d.h. die verfahrenstechnische Querulantenkarriere, dann besteht die Möglichkeit, dass der querulierende Kläger sogar zusätzliche Vergangenheiten aus früheren Verfahren zu verwalten hat, die im aktuellen Verfahren von Bedeutung sind und rekursiv immer wieder Teil des aktuellen Prozesses werden.

Es handelt sich im wiederholten Verfahren also auch immer um ein Verfahren über vergangene Verfahren. So unwahrscheinlich es auch scheinen mag, ein bereits gefälltes und mehrfach bestätigtes Gerichtsurteil zu revidieren, so muss der Ausgang eines jeden weiteren Verfahrens zwangsläufig offen sein. Es ist essentiell, dass die Unsicherheit über den Ausgang erhalten bleibt, denn sie ist Bedingung dafür, den gerichtlichen Prozess überhaupt als Verfahrenssystem zu beobachten. Wäre die Gewissheit über den Ausgang des Verfahrens zu Beginn genauso sicher wie die Gewissheit, dass ein Urteil

---

<sup>206</sup> Luhmann 1995, S. 126.

<sup>207</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 44.

<sup>208</sup> Ebd., S. 45.

<sup>209</sup> Ebd., S. 44.

gefällt wird, wäre der Prozess ein alternativlos ablaufendes Ritual und die Verfahrensteilnehmer hätten keinerlei »Anreiz, mit eigenen Reduktionsversuchen zum Fortgang des Verfahrens beizutragen [...] Die Ungewissheit über den Verfahrensausgang motiviert zur Annahme einer Rolle und damit auch des Rollenkontextes, der die Ungewißheit schrittweise absorbiert«<sup>210</sup>.

Die mit der Rolleneinnahme einhergehende Differenz des Personalisierungsgrads der am Prozess Beteiligten trägt allerdings auch problematisches Potential in sich und kann für Spannung und erschwerte Kommunikation sorgen. Der Grad an Personalisierung der Beteiligten muss sich trotz der potentiellen Folgeprobleme unterscheiden, da die Entscheidung auf der einen Seite für eine personenungebundene rechtliche Folge von Fakten und Normen steht und die Person des Richters unter keinen Umständen Teil des Verfahrens werden darf. Auf der anderen Seite muss die Person des Entscheidungsempfängers wegen der Übernahme von Entscheidungs- und Verhaltensprämissen Teil des Verfahrens werden. Was das Verfahren demnach am Laufen hält, ist die Ungewissheit über den Ausgang der Entscheidung, sie »muß wie etwas schon Feststehendes, aber noch nicht Bekanntes behandelt werden«<sup>211</sup> und eben diese Ungewissheit schafft es, die Entscheidungsempfänger zu unvergüteter »zeremonieller Arbeit zu veranlassen«<sup>212</sup>.

Hier liegt die Tücke der Legitimation durch Verfahren, respektive der Akzeptanz von Urteilen und der Umstrukturierung von Erwartungen und Verhaltensprämissen, unabhängig davon, ob dem Urteil zugestimmt wird oder nicht. Der Trick liegt darin, dass die Entscheidungsempfänger am Prozess der Entscheidungsfindung beteiligt sind. Die Prozessteilnehmer, besonders die Entscheidungsempfänger, werden also in generalisierten Rollen zu höchstpersönlichen Komplizen einer normierten Urteilsprechung durch unpersönliche Entscheidungsgeber, deren Ausgang über Identität, Status, also Existenz entscheidet. Routiniertes, unpersönliches Handeln trifft hier auf außergewöhnliches, persönliches Erleben mit der Folge, dass dem, »der ein wichtiges Anliegen vortragen will, oft das Gefühl [vermittelt wird LK], gar nicht gesehen oder gehört und dann doch wieder unerwartet festgenagelt zu werden«<sup>213</sup>. Der Querulant hält an seinen Erwartungen und Verhaltensprämissen fest und nimmt gerade

---

<sup>210</sup> Ebd., S. 51.

<sup>211</sup> Ebd., S. 109.

<sup>212</sup> Ebd., S. 117.

<sup>213</sup> Ebd., S. 108.

durch seine kohärente Selbstdarstellung eine isolierte Position der Abweichung ein<sup>214</sup> - aus der es kein Zurück gibt, und in die er sich selbst durch seine Beteiligung am Prozess mit hineinpositioniert hat. Luhmann schlussfolgert, dass eine Rebellion gegen ein entschiedenes Urteil aus dieser Position weder Sinn noch Chancen hat, weil die Erwartung des Verlierers nicht mehr zählt<sup>215</sup> und gleichzeitig »soziale Prozesse in Aktion [treten LK], die ihn [den Verlierer LK] nicht mehr zu verändern trachten, sondern ihn in der Rolle des Abweichenden stabilisieren [...]. Der Verlierer wird zum Sonderling, zum Querulanten, zu einem, dessen Lieblingsthema man kennt und nach Möglichkeit vermeidet«, er wird so auf eine »negative Identität festgelegt und damit symbolisch entschärft«<sup>216</sup>. Egal wie oft der Querulant also in Revision geht oder wie oft er seine Beschwerde artikuliert, wird er nicht mehr aus der isolierten Position der Abweichung herauskommen - was gleichzeitig heißt: einmal Querulant, immer Querulant.

Nachdem das Phänomen der Querulanz und ihrer Sozialfigur vor einem rechtlichen Hintergrund untersucht wurde, hat das folgende Kapitel zum Ziel, die Verhaltensform der Querulanz näher zu beleuchten. Konkret wird es darum gehen, den Querulanten im Zusammenhang bürokratischer Organisationsformen zu verorten. Hierfür bietet sich neben Niklas Luhmann wohl keine passendere Literatur als die eines weiteren Autors, der ebenso wie Luhmann eine Beamtenlaufbahn durchlief und als »größte[r] Theoretiker[s] der Bürokratie«<sup>217</sup> gilt: Franz Kafka, der dieselben rechts- wie sozialwissenschaftlichen Fragestellungen auf phantastisch-surreale Weise aufgreift und sie gerade dadurch präzise vorführt. Die Vermutung, der hier gefolgt wird, ist, dass Kafkas Romanfragment *Das Schloß*, gerade mit dem Wissen um Kafkas emphatische Kleist-Lektüre, insbesondere von *Michael Kohlhaas*, als querulatorische Störgeschichte eines bürokratischen Verwaltungsapparats gelesen werden kann. Wie auch Michael Kohlhaas lässt sich Kafkas Protagonist K. als idiosynkratischer Querulant interpretieren, dessen Verhalten in ungewöhnlicher Diskrepanz zu den bisher erläuterten Verhaltensformen steht, da die bisher beobachtete genuin aktive, protestierende Konfliktbereitschaft durch eine passive, fast lethargische Form des Widerstands ergänzt wird.

---

<sup>214</sup> Vgl. ebd., S. 118.

<sup>215</sup> Ebd., S. 117.

<sup>216</sup> Ebd., S. 117, 119.

<sup>217</sup> Deleuze, Guattari 1992, S. 291.

## Querulanz im *Schloß*:

### a) Die gräfliche Behörde als formale Organisation

» - »Nein! schrie es nun. »Wer bin ich also?« fragte K., ruhig wie bisher.«<sup>218</sup>

Die bereits angeklungene Geschichte über einen Mann, der ‚nur flugs‘ Zigaretten holen wollte und nie wieder zurückkehrte, bricht für gewöhnlich bereits an dieser Stelle ab. Wenn der flüchtig gewordene Raucher wirklich nicht wiederkehrt, dann muss die Geschichte ein offenes Ende haben, weil niemand das Ende erzählen kann; weil es niemand kennt - und wahrscheinlich wird gerade deswegen die Geschichte oder zumindest deren Anfang, immer wieder aufs Neue erzählt. Der idiosynkratische Ausbruch kennt keinen Weg zurück, nur einen nach vorne, ziellos und doch der eigenen Bewegung treu ins Ungewisse - Hauptsache ‚weg‘. Es bedarf nicht viel Fantasie, einen solchen Mann im Protagonisten aus Kafkas Romanfragment *Das Schloß*, K., wiederzuerkennen - gerade dann, wenn er sich an »die alte Heimat« erinnert, »wo er schon so lange nicht gewesen war«<sup>219</sup>.

Wenn K., der während seinen missglückten Versuchen das Schloss zu erreichen, laut Vogl »keinen gewundenen Weg und keinen Irrweg, sondern überhaupt keinen Weg« geht und im »Schwellenraum« des Romans »eine Auflösung fester Weltlagen vollzieht«<sup>220</sup>, dann lässt sich vielleicht nicht zu Unrecht über Kafkas Romanfragment sagen, dass es sich um einen autobiographisch beeinflussten Bürokratieroman mit einem idiosynkratischem Antiheld handelt.

Den anfänglichen Beobachtungen folgend, wird K.s Verhalten als Querulanz, also als ‚idiosynkratische Reaktion‘ verstanden und angenommen, dass sie die »topographische Grundproblematik«<sup>221</sup> des Schlossromans widerspiegelt. Diese besteht darin, dass beständig »widersprüchliche Angebote zur Verortung« im gräflichen Raum der Erzählwelt - und damit gleichzeitig innerhalb der Stellenordnung der gräflichen Behörde in Form von »Stellenangebote[n]«<sup>222</sup> - auftauchen. Die Besetzung der

---

<sup>218</sup> Kafka [1926], 1996, S. 28.

<sup>219</sup> Ebd., S. 14.

<sup>220</sup> Kleinwort, Vogl 2013, S. 27, 32.

<sup>221</sup> Ebd., S. 11.

<sup>222</sup> Ebd., S. 15.



Positionen bleibt im Allgemeinen, und K.s Besetzung als Landvermesser im Besonderen, jedoch unsicher, denn: »in dieser Hinsicht ist man im Schloss sehr langsam, und das Schlimme ist, daß man niemals weiß, was diese Langsamkeit bedeutet«<sup>223</sup>.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, K.s querulierendes Verhalten vor einem organisationstheoretischen Hintergrund zu untersuchen. Das ambivalente Verhalten K.s, das aus einer eigenartigen Mischung aus aktivem Protest und passivem Zaudern besteht, soll im Folgenden nachgezeichnet und als eine Kombination aus Verhaltensformen positiver wie negativer Distanz nach Maren Lehmann verstanden werden. Hierfür erfolgt zuerst eine Analyse der räumlichen Begebenheiten der gräflichen Behörde, um sie mit deren Abläufen zu vergleichen. Nachdem die Arbeitsweise der Behörde vorgeführt wurde, wird anschließend der Versuch unternommen, K.s Position und das durch sie ausgelöste Verhalten nachzuvollziehen.

Die kafkaeske Organisation, das verdeutlicht das Zitat des Dorfmädchens Olga im Bezug auf die Langsamkeit der Behörde und der Anstellung ihres Bruders Barnabas, »rechnet in Zeithorizonten [...], in denen sonst niemand rechnet«<sup>224</sup>, was den Eindruck erklärt, die Behörde würde »in einer eigentümlichen Inaktualität«<sup>225</sup> verharren. Dieser Eindruck der Inaktualität kann mit Luhmann als ein Folgeproblem der zeitlichen Stabilität von formalen Erwartungen erklärt werden, die sich nicht graduell, sondern höchstens »abrupt«<sup>226</sup> an Veränderungen in der Umwelt anpassen. Zwischen den schlagartigen »Anpassungsentscheidungen liegen Zeiten gleichmäßiger Ruhe, in denen sich Krisenstoff ansammelt, bis Schwierigkeiten entstehen und ein Problem bewußt wird, das eine ausdrückliche Lösung fordert«<sup>227</sup>. Gerade diese Ruhephase, der Lernprozess, der zwischen zwei Anpassungsentscheidungen liegt, kann aus einer außenstehenden Position dann »als Starrheit, Trägheit oder konservative Haltung der großen Bürokratien«<sup>228</sup> wahrgenommen werden.

---

<sup>223</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 196f.

<sup>224</sup> Baecker 2004, S.170.

<sup>225</sup> Vogl 2014b, S. 111.

<sup>226</sup> Luhmann [1964], 1994, S. 62.

<sup>227</sup> Ebd.

<sup>228</sup> Ebd.

Was gleichzeitig beobachtet werden kann, ist, dass nicht nur die Organisation Anpassungsschwierigkeiten an veränderte Umweltsituationen hat. Vielmehr zeigt K.s »Ungeduld [...] die gleiche Anpassungsschwierigkeit« an, da »die vielfältigen und wechselnden Normvorstellungen der Mitglieder und Nichtmitglieder nicht ohne weiteres in das System hineinwachsen, sondern der Rezeption durch Entscheidung bedürfen«<sup>229</sup>. Und diese Rezeption durch Entscheidung braucht Zeit.

Das hier diskutierte Romanfragment erzählt von einer solchen Periode zwischen zwei Anpassungsentscheidungen, in welcher K. zwischen den Polen der Mitgliedschaft und der Nicht-Mitgliedschaft, zwischen Aufgenommen- und Abgelehnt sein oszilliert. Der daraus resultierende, ambivalente (Nicht-)Status begründet K.s Querulanz.

Die Erzählung beginnt abrupt in einer Winternacht auf einer Holzbrücke: »Es war spät abends, als K. ankam«<sup>230</sup>. An dieser Stelle verweilt er für einen Moment; er stockt auf der Schwelle zum Dorf<sup>231</sup>, das »in tiefem Schnee lag«, aber zunächst nicht weiter beschrieben wird und daher jedes Dorf sein könnte. Dort, wo das »großes Schloß« sein sollte, ist für K. nur eine »scheinbare Leere«<sup>232</sup> zu erkennen. Die Behauptung, K. sei ‚angekommen‘, habe also entweder sein, oder zumindest ein Ziel erreicht, wird jedoch brüchig, als K. im ‚Brückenhof‘ ankommt. Aus dem nur kurzen Schlaf gerissen antwortet er auf die Feststellung Schwarzes, des Sohns eines Unterkastellans, dass er »hier« ohne »gräfliche Erlaubnis« nicht schlafen könne, weil das »niemand darf« - lediglich mit den Fragen: in welches Dorf er sich »verirrt« habe, und ob es »denn hier ein Schloß«<sup>233</sup> gäbe. Zumindest zu diesem Zeitpunkt ist sich K. seines Ziels nicht bewusst.

Analog zur topographischen Situation des Erzählanfangs beschreibt Luhmann den Eintritt in ein formalisiertes System, denn »wer [...] eintritt, gesellt sich nicht schlicht und unbemerkt zu anderen. Er muß eine sichtbare Schwelle überschreiten und kann dies nicht tun, ohne etwas über sich selbst zu sagen«<sup>234</sup>. Auch K. sagt etwas über sich, wird dazu aufgefordert, artikuliert seine Eintrittsentscheidung<sup>235</sup> und stellt sich als

---

<sup>229</sup> Luhmann [1964], 1994, S. 62f.

<sup>230</sup> Kafka [1926], 1996, S. 7.

<sup>231</sup> Vgl. Vogl 2014b, S. 106.

<sup>232</sup> Kafka [1926], 1996, S. 7.

<sup>233</sup> Ebd.

<sup>234</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 37.

<sup>235</sup> Ebd., S. 41.

»Landvermesser [...], den der Graf hat kommen lassen«<sup>236</sup> vor, um nicht umgehend des gräflichen Territoriums verwiesen zu werden<sup>237</sup>. Rüdiger Campe spricht von diesem Moment als »autobiographische[m] Augenblick der Erzählung«, in dem es gerade nicht »um eine personale Identität«, also nicht um Name oder Herkunft geht, sondern »um Identität nur für die Institution [...] der Name, der zählt, ist die Position«<sup>238</sup>. K. verstrickt sich von Anfang an in einer lückenhaft erzählten, widersprüchlichen Identität über die Behauptung seiner Position. Er spricht von Frau und Kind, die er zu versorgen habe, was ihn nicht davon abhält, die Ausschankhilfe des Herrenhofs Frieda heiraten zu wollen; kündigt die baldige Ankunft alter Gehilfen und Apparaturen an, die niemals eintreffen bzw. schon im Dorf sind und ihm neu zugewiesen werden, und obwohl K. nie Land vermessen wird, ändert dies nichts daran, dass er trotzdem ‚*der (Herr) Landvermesser*‘ ist und als solcher adressiert und beobachtet wird<sup>239</sup>.

Die auf diesen ‚autobiographischen Augenblick‘ aufbauende Erzählung kann organisationstheoretisch als Entscheidungsprozess um K.s Teilnahmeentscheidung, d.h. seine Entscheidung, Mitglied der gräflichen Behörde werden zu wollen, gelesen werden<sup>240</sup>. Die ‚gräfliche Behörde‘ und ihre räumlich diffusen Ausprägungen und nebulösen Arbeitsabläufe, die Joseph Vogl »als Ensemble von mehr oder weniger zufälligen Ereignissen«<sup>241</sup> parallel zu Luhmanns Definition eines Handlungssystem als »Ereigniskomplex«<sup>242</sup>, beschreibt, wird für die folgende Argumentation daher als formale Organisation verstanden. Das bedeutet, dass K.s »Kampf der Anerkennung«<sup>243</sup> seiner Position als Landvermesser ein Kampf um Mitgliedschaft ist und die erzählte Zeit für den intransparenten Entscheidungsprozess steht, den K. im Laufe der Handlung zu beeinflussen sucht. K. möchte Mitglied werden und das heißt, K. ist gekommen, um zu bleiben<sup>244</sup> und bemerkt bald, dass sich Mitgliedschaft nicht aus »der Häufigkeit und Kontinuität des Zusammenseins [ergibt, sondern LK] [...] eine entscheidungsfähige

---

<sup>236</sup> Kafka [1926], 1996, S. 8.

<sup>237</sup> Ebd.

<sup>238</sup> Campe 2004, S. 199.

<sup>239</sup> Vgl. exemplarisch: Kafka, [1926], 1996, S.8, 11, 18, 21, 24, 56, 69, 128.

<sup>240</sup> Vgl. Luhmann [1964], (1999), S. 93.

<sup>241</sup> Vogl 2013, S. 30.

<sup>242</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 60.

<sup>243</sup> Campe 2004, S. 204.

<sup>244</sup> Vgl. Kafka [1926], 1996, S. 157, 270.

Angelegenheit«<sup>245</sup> ist. Er bezeichnet sich nicht nur selbst als ‚Fremden‘<sup>246</sup>, sondern wird auch von den Dorfbewohnern immer wieder an seine Außenseiterrolle erinnert, beispielsweise von der Wirtin: »Sie sind nicht aus dem Schloß, Sie sind nicht aus dem Dorfe, Sie sind nichts. Leider aber sind Sie doch etwas, ein Fremder, einer, der überzählig und überall im Wege ist«<sup>247</sup>. K. ist ‚nichts‘ und nicht trotzdem, sondern gerade deswegen ‚überzählig‘. Er ist in der örtlichen Stellenordnung ‚*einer zu viel*‘, ein Landvermesser ohne »Landvermesserarbeit«<sup>248</sup> und so erklärt der Vorsteher K.: »Sie sind als Landvermesser aufgenommen, wie Sie sagen; aber leider, wir brauchen keinen Landvermesser. Es wäre nicht die geringste Arbeit für ihn da [...] Die Grenzen [...] sind abgesteckt, alles ist ordentlich [...] und kleine Grenzstreitigkeiten regeln wir selbst. Was soll uns also ein Landvermesser?«<sup>249</sup> Erst bestätigt der Vorsteher K.s Erwartungen, um sie dann widersprüchlicherweise wieder zu enttäuschen, indem er K. mitteilt: »daß Sie als Landvermesser aufgenommen werden, lasse ich nicht zu«<sup>250</sup>.

K.s Erwartung durch eine »augenblickliche [telefonische LK] Entscheidung«<sup>251</sup> und den darauf folgenden Brief des Beamten Klamms - der durch eine nicht leserliche Unterschrift den Charakter eines ungültigen Vertrags erhält - als Landvermesser bereits aufgenommen worden zu sein, wird bestätigt und gleichzeitig enttäuscht. Es ist unklar, ob seine Angelegenheit schon entschieden ist und nun revidiert wird oder noch gänzlich unentschieden ist. Da niemand K.s Absichten kennt, ist nicht nur die ‚gräfliche Behörde‘ unberechenbar, sondern auch K. selbst. Diese doppelte Ungewissheit macht seine Position so prekär. So erfüllt er auch Georg Simmels Beschreibung des Fremden als »jemand, der heute kommt und morgen bleibt«, als jemand, der aus seiner Position heraus »das Nahverhältnis wie aus der Vogelperspektive erleben und behandeln« kann und daher »freilich allerhand gefährliche Möglichkeiten«<sup>252</sup> in sich birgt.

K. tritt hinzu als der von Simmel beschriebene »Supernumerarius [, da er LK] in einen Kreis dringt, in dem eigentlich die wirtschaftlichen Positionen schon besetzt sind«<sup>253</sup>

---

<sup>245</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 35.

<sup>246</sup> Kafka [1926], 1996, S. 26.

<sup>247</sup> Ebd., S. 59.

<sup>248</sup> Ebd., S.292

<sup>249</sup> Ebd., S. 70.

<sup>250</sup> Ebd.

<sup>251</sup> Ebd., S. 188.

<sup>252</sup> Simmel [1908], 1992, S. 764, 767.

<sup>253</sup> Ebd., S. 766

Deshalb sieht sich K. auch als Eindringling, als »Angreifer« und folglich ist er nicht ins Dorf gekommen, »um ein Leben in Ehre und Frieden zu führen«<sup>254</sup>. Bevor seine ‚Angriffe‘ oder die Auseinandersetzung mit der Behörde genauer betrachtet werden, lohnt ein Blick auf den räumlichen Aufbau der kafkaesken Erzählwelt, da hier bürokratische Vorgänge und organisationaler Raum untrennbar miteinander verwebt sind.

Dirk Baecker zufolge ist die Phänomenologie der Bürokratie, »das heißt die Art und Weise, wie sie einem Beobachter erscheint«, nicht von ihrer Funktion zu trennen, »weil die Bürokratie ihre Funktion nicht erfüllen könnte, wenn sie nicht ihren Beobachtern als das erscheint, was es ihr ermöglicht, ihre Funktion zu erfüllen«<sup>255</sup>. Stimmt diese Annahme, dann wirft sie ein interessantes Licht auf die zu Beginn im Dunkeln liegende institutionalisierte Bürokratie der gräflichen Behörde im Schloss, die »[z]wischen einem Etwas, das nicht erscheint, und einem Nichts, das bloßer Anschein ist«<sup>256</sup> changiert.

Bereits die Anfangsstelle weist drauf hin, dass die gräfliche Behörde weder topographisch klar zu verorten noch persönlich zu erreichen ist, d.h. nicht adressierbar ist, und ergänzt die Erklärungsversuche des Vorstehers, wenn er K. verständlich machen will, warum seine Anstellung als gräflicher Landvermesser in die Dienste des Grafen Westwest trotz Zusagen nicht wirklich erfolgt sei, denn: »Sie [K. LK] sind eben noch niemals mit unserer Behörde in Berührung gekommen. Alle diese Berührungen sind nur scheinbar, Sie aber halten sie infolge Ihrer Unkenntnis der Verhältnisse für wirklich«<sup>257</sup>. Dementsprechend stellt Vogl, sich auf die Eingangsszene rückbeziehend, fest, dass im Schloss »die Macht des falschen oder bloßen Scheins«<sup>258</sup> herrscht. Dementsprechend erkennt auch K., während er die Stelle des Schuldieners (noch) inne hat, dass seine Anstellung als Landvermesser nur »scheinbar«<sup>259</sup> war.

Auch Luhmann bemerkt für die Selbstdarstellung der Organisation für Nichtmitglieder Schwierigkeiten, »die nur dadurch lösbar sind, daß man die Darstellung auf einen Teil der Wirklichkeit beschränkt, daß man nur einige Räume seines Hauses zugänglich

---

<sup>254</sup> Kafka [1926], 1996, S. 174.

<sup>255</sup> Baecker 1999, S. 164.

<sup>256</sup> Vogl 2013, S. 24.

<sup>257</sup> Kafka [1926], 1996, S. 84.

<sup>258</sup> Vogl 2014b, S. 109.

<sup>259</sup> Kafka [1926], 1996, S. 225.

macht«<sup>260</sup>. Die nur durch Erzählungen des (etwaigen) Schlossboten Barnabas' bzw. seiner Schwester Olga zugänglichen Räume der Behörde sind, mit Gilles Deleuze und Félix Guattari gesprochen, »bewegliche[...] und immer wieder verschobene[...] Grenzen«, scheinbar endlos wuchernde Serien<sup>261</sup> von Kanzleien und Barrieren<sup>262</sup>. Und wenn Cornelia Vismann die Tore und Türen im Prozessroman als »Metapher für das Recht als Verweisungssystem«<sup>263</sup> deutet, können die verketteten Kanzleien und Barrieren als Metapher für die Entscheidungsfindungsprozesse der Schlossorganisation gelesen werden. Das Dorfmädchen Olga erklärt K., dass die Barrieren indes keine Grenzen sind und Barnabas sie teilweise passieren kann, allerdings »sehen sie [die passierten Barrieren] nicht anders aus« als die, »über die er noch nicht hinweggekommen ist, und es ist auch deshalb nicht von vornherein anzunehmen, daß sich hinter diesen letzten Barrieren wesentlich andere Kanzleien befinden als jene, in denen Barnabas schon war«<sup>264</sup>.

Cornelia Vismann beschreibt Kafkas (Büro-)Architekturen und ihre Grundrisse für den Prozessroman, passend zu Olgas Bericht, als »verräumlichte Abläufe«, in denen die »Kanzleien [...] nichts anderes als der spatialisierte Mechanismus sich öffnender und schließender Schranken sind, Funktion und Institution, Schaltstelle, Verschaltung und Verwaltung des Rechts«<sup>265</sup>. Die Kanzleien in *Das Schloß* stehen als Metapher für die rekursiven, intransparenten Entscheidungsabläufe einer omnipräsenten, divisionalisiert aufgebauten, gräflichen Behörde, die über ihren vermeintlichen (Nicht-)Ort<sup>266</sup>, ihre Stelle - den Schlossberg - hinauswächst. Wer im Dorf »wohnt oder übernachtet, wohnt oder übernachtet gewissermaßen im Schloß«, und wenn das Dorf »kein Ende«<sup>267</sup> nimmt, zeigt sich darin die end-lose Expansion der Organisation. Und so scheint es für K., dass die Bewohner nur in ihrer Rolle als Mitglied der Institution existieren, wenn er sich fragt: »was war es eigentlich hier; jenes sonstige Leben? Nirgends noch hatte K. Amt und Leben so verflochten gesehen wie hier, so verflochten, daß es manchmal

---

<sup>260</sup> Luhmann [1964], 1994, S. 113.

<sup>261</sup> Vgl. Deleuze, Guattari [1976], 2014, S. 74f.

<sup>262</sup> Kafka [1926], 1996, S. 198.

<sup>263</sup> Vismann 2011, S. 33.

<sup>264</sup> Kafka [1926], 1996, S. 198f.

<sup>265</sup> Vismann 2011, S. 36.

<sup>266</sup> Vgl. Vogl 2013, S. 106.

<sup>267</sup> Kafka [1926], 1996, S. 7, 17.

scheinen konnte, Amt und Leben hätten ihre Plätze gewechselt«<sup>268</sup>. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn der ‚Verbindungssekretär‘ Bürgel K. erklärt: »Wir kennen in dieser Hinsicht keinen Unterschied zwischen gewöhnlicher Zeit und Arbeitszeit. Solche Unterscheidungen sind uns fremd«<sup>269</sup>.

K. beobachtet, dass sich jedes Mitglied gleichsam wie auf eine Insel, »auf seine formale Rolle zurückzieh[t] und damit Kommunikations- und Ausdrucksschranken in Kraft setz[t], wenn [...] Außenstehende anwesend sind [...] [bspw. um LK] unangemessene Ansprüche zurückzuweisen«<sup>270</sup>. Die Rollentrennung wird laut Luhmann unter anderem durch die »Institutionalisierung der Unpersönlichkeit als Einstellung und Verhaltensstil«<sup>271</sup> gesichert. Die Personifizierung der institutionalisierten Unpersönlichkeit, die, so betont Luhmann gleichzeitig, »die persönlichste Strategie [ist], die [man LK] wählen kann, weil [man LK] damit seine Persönlichkeit von jeder Verflechtung mit organisierten Handeln freizeichne[t]«<sup>272</sup>, findet sich bei Kafka im amorphen Antlitz des für K. zuständigen Beamten Klamms wieder. So beteuert Olga: »natürlich ist sein Aussehen im Dorf bekannt, einzelne haben ihn gesehen, alle von ihm gehört, und es hat sich [...] ein Bild Klamms herausgebildet, das wohl in den Grundzügen stimmt. Aber nur in den Grundzügen. Sonst ist es veränderlich [...] Er soll ganz anders aussehen, wenn er ins Dorf kommt, und anders, wenn er es verläßt [...] und was hiernach verständlich ist, fast grundverschieden oben im Schloß [...], nur hinsichtlich der Kleidung sind die Berichte glücklicherweise einheitlich: Er trägt immer das gleiche Kleid [...] Nun gehen natürlich alle diese Unterschiede auf keinen Zauber zurück, sondern sind sehr begreiflich, entstehen durch die [...] unzähligen Abstufungen der Hoffnung oder Verzweiflung, in welcher sich der Zuschauer, der überdies meist nur augenblickweise Klamm sehen darf, befindet«<sup>273</sup>. Wenn nach Luhmann »Gesichter und Gebärden [...] die Würde des Amtes wider [spiegeln LK]«<sup>274</sup>, dann sind weder das Amt noch die daraus resultierenden Zuständigkeiten und Kompetenzen so wie sein (physisches) Ansehen kristallin. Allein in Klamms Status, »der hier als Substitut für

---

<sup>268</sup> Ebd., S. 69.

<sup>269</sup> Ebd., S.7, 294.

<sup>270</sup> Luhmann [1964], 1994, S. 64.

<sup>271</sup> Ebd., S. 65.

<sup>272</sup> Ebd., S. 390.

<sup>273</sup> Kafka [1926], 1996, S. 7, 200f.

<sup>274</sup> Luhmann [1964], 1994, S. 50.

persönliche Achtung fungiert«<sup>275</sup>, mag sein von K. vermuteter Einfluss liegen und Harrison C. Whites Bemerkung, dass »[n]ames of men have an almost magical power in Western societies«<sup>276</sup>, verdeutlichen dies.

Klamms Name und sein Status geben K. Anlass, sein »ganzes Bestreben [...] mit dem Schloß in »Verbindung« zu treten oder mit ihm in »Führung« zu bleiben«<sup>277</sup>, über Klamm bzw. Frieda zu kanalisieren. So wie K. in *Der Proceß* über die Gerichtsdienlerin Leni eine persönliche »Beziehung zum Gericht«<sup>278</sup> eingeht, so versucht dies auch K. im *Schloß* durch die Romanze mit Frieda, Klamms ehemaliger (und gleichzeitig zukünftiger) Geliebten<sup>279</sup>. Da beide K.s die Struktur als Außenstehende nicht kennen, fungieren die informalen Beziehungen zu weiblichen »Außenkontakten [...] als Korrektiv, in denen die Geheimstruktur der Organisation, die wahre Lage der Gewichte behutsam preisgegeben wird«<sup>280</sup>. Dass dieses Vorhaben erfolglos bleibt, wird ersichtlich, wenn die Funktionsweise bzw. die Arbeitsabläufe der gräflichen Behörde genauer in Erinnerung gerufen werden:

»Entsprechend seiner Präzision ist er auch äußerst empfindlich. Wenn eine Angelegenheit sehr lange erwogen worden ist, kann es, auch ohne daß die Erwägungen schon beendet wären geschehen, daß plötzlich blitzartig an einer unvorhersehbaren und später nicht mehr auffindbaren Stelle eine Erledigung hervorkommt, welche die Angelegenheit, wenn auch meist sehr richtig, so doch immer willkürlich abschließt. Es ist, als hätte der behördliche Apparat die Spannung, die jahrelange Aufregung durch die gleiche, vielleicht an sich geringfügige Angelegenheit nicht mehr ertragen und aus sich selbst heraus, ohne Mithilfe der Beamten, die Entscheidung getroffen. Natürlich ist kein Wunder geschehen, und gewiss hat irgendein Beamter die Erledigung geschrieben oder eine ungeschriebene Entscheidung getroffen, jedenfalls aber kann, wenigstens von uns aus, von hier aus, ja selbst vom Amt aus nicht festgestellt werden, welcher Beamter in diesem Fall entschieden hat, und aus welchen Gründen. [...] Nun sind, wie gesagt, gerade diese Entscheidungen meistens vortrefflich, störend ist an ihnen nur, daß man,

---

<sup>275</sup> Ebd., S. 393.

<sup>276</sup> White 1970, S. 4.

<sup>277</sup> Deleuze, Guattari [1976], 2014, S. 73.

<sup>278</sup> Campe 2004, S. 198.

<sup>279</sup> Eine interessante Parallele beobachtet Gerhard Meisel, wenn er darauf verweist, dass die Frauen und Türen in Kafkas Texten eine Funktionsäquivalenz besitzen, denn »[w]echselseitig verlocken und blockieren sie K.s Wunsch, zum Schloß vorzudringen«. Vgl. hierzu: Meisel 1994, S. 61.

<sup>280</sup> Ebd.



wie es gewöhnlich die Sache mit sich bringt, von diesen Entscheidungen zu spät erfährt und daher inzwischen über längst entschiedene Angelegenheiten noch immer leidenschaftlich berät. Ich weiß nicht, ob in ihrem Fall eine solche Entscheidung ergangen ist - manches spricht dafür, manches dagegen«<sup>281</sup>.

Die detaillierte Beschreibung lässt die Vermutung aufkommen, dass die gräfliche Behörde in Kafkas Romanfragment aufgrund ihrer intransparenten Vorgehensweise und unberechenbaren Entscheidungsprozesse in auffälliger Analogie zu einer nicht-trivialen Maschine nach Heinz von Foerster<sup>282</sup> - und darauf aufbauend, auch in Analogie zu einem schlechtdefinierten System nach Dirk Baeckers<sup>283</sup> - steht und erklärt zudem, warum es K. nicht gelingt, die »Verantwortungsstruktur« der Organisation zu erschließen und gerade deswegen seine Versuche der Beeinflussung fehlschlagen: »wenn besonders wirksamer Einfluß gesucht wird, wenn ein Problem in zweite oder dritte Hände gespielt werden soll, ist die Kenntnis der Verantwortungsstruktur wesentliche Erfolgsbedingung«<sup>284</sup>.

Um zu verstehen, warum K. die Erfolgsbedingung nicht erfüllen wird, wird im Folgenden auf die nicht-triviale Maschine und das schlechtdefinierte System eingegangen. Die Idee des Schlecht-Definiert-Seins eines Systems ist eine kybernetische Parallele, die Baecker zieht, um die Unterdeterminiertheit eines Systems, im Gegensatz zum Wohl-Definiert-Sein, also eines überdeterminierten Systems, in Beziehung zu setzen. Er zeigt damit zugleich, dass die Frage, wie viel Organisation eine Organisation braucht, zwei gleichwertige Antworten hat, denn: »[d]ie Organisation braucht viel Organisation. Und: Die Organisation braucht wenig Organisation«<sup>285</sup>. Das heißt, es gibt zwei modellhafte (System-)Zustände der Organisation, die der trivialen (überdeterminierten) wie der nicht-trivialen (unterdeterminierten) Maschine nach Heinz von Foerster entsprechen.

Im Gegensatz zu trivialen Maschinen können nicht-triviale Maschinen, ähnlich einer Black Box, auf analytischem Weg nicht determiniert werden<sup>286</sup>. Das bedeutet, wie Baecker in Bezug auf »schlechtdefinierte Systeme« zusammenfasst, »daß die möglichen

---

<sup>281</sup> Kafka [1926], 1996, S. 81.

<sup>282</sup> v. Foerster 1993, S. 244ff.

<sup>283</sup> Baecker 1999, S. 14ff.

<sup>284</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 189.

<sup>285</sup> Baecker 1999, S. 15.

<sup>286</sup> Vgl. v. Foerster, 1993, S. 247f.

Übergänge zwischen den Zuständen unbekannt sind; daß die Wahrscheinlichkeit dieser Übergänge unbekannt ist; und daß sich sowohl die Übergänge als auch die Zustände und nicht zuletzt die Wahrscheinlichkeit der Übergänge und Zustände in Abhängigkeit von der Zeit ändern«<sup>287</sup>. Das heißt, dass die Funktionsweise von nicht-trivialen Maschinen in (gegenseitiger) Abhängigkeit des Zustands - also nicht durch Beobachtung von Input und Output, also auch nicht nach Ausgang- und Ergebnissituation - erschlossen werden kann, und dass schlechtdefinierte Systeme in ihren Zuständen, Übergängen und Wahrscheinlichkeiten unberechenbar oder in Baeckers Worten: »intelligent und feindselig [...] [also LK] wie wir [...]«<sup>288</sup> oder die gräfliche Behörde sind.

Was jedoch beobachtet werden kann, ist, dass sich ihr Verhalten in Abhängigkeit von ihrer Vergangenheit ändert, d.h. sie »geschichtsabhängig«<sup>289</sup> sind. Das System reagiert und agiert also zeitabhängig insofern, als dass es »nicht nur auf eigene Entscheidungen und Umweltfaktoren reagiert, sondern auch auf die eigenen Zustände, in die es diese Entscheidungen versetzen«<sup>290</sup>. Die internen Vorgänge der Schlossbehörde, die »die Organisation und ihre besonderen augenblicklichen Bedürfnisse« entscheidet<sup>291</sup> sind im Schloss selbst für Mitglieder nicht vollständig oder nur schwer nachvollziehbar. Für einen externen Beobachter sind diese Vorgänge erst recht nicht einsehbar, es sei denn, so Baecker, er versucht »selbst ein Teil des Systems [...] und damit zu einem Teil der Geschichte des Systems zu werden«<sup>292</sup> - eben das tut K.

Aus der nur wenig determinierten und beeinflussbaren Organisationsstruktur ergibt sich eine eigentümliche Gleichgewichtslage, denn schlechtdefinierte Systeme sind einerseits »instabil bis hin zur Zufälligkeit [...] [a]ndererseits sind sie ultrastabil insofern, als sie auf Eingriffe nicht reagieren, also auch keine Rückschlüsse auf ihre Strukturen ermöglichen«<sup>293</sup>. Es verwundert daher nicht, dass der gräfliche Apparat »äußerst

---

<sup>287</sup> Baecker 1999, S. 16.

<sup>288</sup> Baecker 1999, S. 17.

<sup>289</sup> v. Foerster 1993, S. 251.

<sup>290</sup> Baecker 1999, S. 17.

<sup>291</sup> Kafka [1926], 1996, S. 300.

<sup>292</sup> Baecker 1999, S. 17.

<sup>293</sup> Ebd., S. 16f.

empfindlich«<sup>294</sup> ist und dass seine Beamten, fast nie, aber wenn, dann allein durch Kleinigkeiten immens gestört werden können, denn: »[j]e größer aber eine Arbeit ist [...] desto weniger Kraft bleibt, sich gegen die Außenwelt zu wehren, infolgedessen kann dann jede belanglose Veränderung der belanglosesten Dinge stören«<sup>295</sup>.

Schlechtdefinierte Systeme »neigen dazu ihren Zustand aus heiterem Himmel sowohl zu gewinnen als auch zu verlieren«<sup>296</sup>. Analog dazu agiert die gräfliche Organisation durch ihren Beamtenstab, wenn, wie bereits zitiert, »plötzlich blitzartig an einer unvorhersehbaren und später nicht mehr auffindbaren Stelle eine Erledigung hervorkommt, welche die Angelegenheit, wenn auch meist sehr richtig, so doch immer willkürlich abschließt«<sup>297</sup>. Der Zustandswechsel, die Entscheidung, wird dabei nicht weiter kommuniziert. So erklärt der Vorsteher K.: »störend ist an ihnen [den blitzartigen Erledigungen LK] nur, daß man, wie es gewöhnlich die Sache mit sich bringt, von diesen Entscheidungen zu spät erfährt und daher inzwischen über längst entschiedene Angelegenheiten noch immer leidenschaftlich berät«<sup>298</sup>.

Es verwundert daher auch nicht, dass es dem Vorsteher nicht möglich ist, K. eine endgültige Entscheidung für seine Angelegenheit mitzuteilen, denn: »manches spricht dafür, manches dagegen«<sup>299</sup>. Der spontane Alleingang von Entscheidungsträgern widerspricht auf dem ersten Blick herrschenden Zuständigkeitsregeln, denn »es ist nur so, daß einer die Hauptzuständigkeit hat, viele andere aber auch zu gewissen Teilen eine, wenn auch kleinere Zuständigkeit haben«, denn wer »könnte allein, und wäre es der größte Arbeiter, alle Beziehungen auch nur des kleinsten Vorfalles zusammenhalten?«<sup>300</sup>. Die Feststellung des Vorstehers sagt nichts anderes, als dass die persönlichen wie zeitlichen Kapazitäten eines »Einzelmenschen« niemals ausreichen würden, um den »Entscheidungsbedarf großer Systeme zu decken«<sup>301</sup> und gerade deshalb formieren sich Kooperationen in Form von Verwaltungsorganisationen, die eine höchstmögliche rationale Informationsverarbeitung garantieren wollen, d.h. den

---

<sup>294</sup> Kafka [1926], 1996, S. 81.

<sup>295</sup> Ebd., S. 300.

<sup>296</sup> Baecker 1999, S. 17.

<sup>297</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 203.

<sup>298</sup> Kafka [1926], 1996, S. 81.

<sup>299</sup> Ebd.

<sup>300</sup> Kafka [1926], 1996, S. 300.

<sup>301</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 202.

Entscheidungsprozess standardisieren (automatisieren) oder ihn intern durch Teilentscheidungen und die Übertragung von Selektionsleistungen aufteilen<sup>302</sup>.

In der kafkaesken Behörde agiert die »kleinste Zuständigkeit«<sup>303</sup> vollständig entscheidungsberechtigt, und wie in jeder Organisation werden Entscheidungen »unter der Bedingung partieller Ungewissheit« entschieden<sup>304</sup>, da die Opportunitätskosten ihrer Alternative, die zeitlichen Kosten der Informationsbeschaffung oder der Verlust an Ansehen zu hoch wären. Was in gewissem Maße für alle Organisationen gilt, gilt im gesteigertem Maße für die gräflichen Behörde: »[e]s ist ein Arbeitsgrundsatz der Behörde, daß mit Fehlermöglichkeiten überhaupt nicht gerechnet wird [...] Sordini durfte sich also bei der anderen Abteilung gar nicht erkundigen, übrigens hätten ihm diese Abteilungen gar nicht geantwortet, weil sie gleich gemerkt hätten, daß es sich um Ausforschung einer Fehlermöglichkeit handle«<sup>305</sup>.

Was der Vorsteher mit dieser Information zu erreichen sucht, ist der bereits erwähnte, erwartungsumstrukturierende Prozess des »cooling out«. Er lässt sich mit Luhmann durch die Bildung eines Zwischensystems zwischen dem Vorsteher, als einer der vielen ‚Grenzstellen‘ der Organisation, und K. erklären<sup>306</sup>, in dem sich der häufige Fall der »Preisgabe interner Meinungsverschiedenheiten nach außen« ereignet, »mit welcher die ‚Grenzstelle‘ [hier der Vorsteher LK] eine Ablehnung zu erklären und die Tränen zu trocken sucht«<sup>307</sup>. K. ist in diesem Fall das Opfer, wenn auch keines Betrugs, so doch einer Ungereimtheit mit existenziellen Folgen, einer Differenzerfahrung zulasten seines erwarteten Status.

Es lässt sich bis hier zusammenfassen, dass in der gräflichen bürokratischen Verwaltungsorganisation Entscheidungsvorgänge, auch über interne Stellenbesetzungen, nicht abzusehen sind. Vielmehr sind sie gänzlich ungewiss, weil sie an jeder Stelle und zu jeder Zeit erneut und mit gleichem oder differentem Ausgang entschieden werden könnten. Damit sind die Entscheidungsvorgänge endlos rekursiv und - analog zum schlechtdefinierten System - »[a]lles an und in ihnen [...] ungewiß«<sup>308</sup>. Und gerade

---

<sup>302</sup> Vgl. ebd., S. 207f.

<sup>303</sup> Kafka [1926]. 1996, S. 300.

<sup>304</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 213.

<sup>305</sup> Kafka [1926], 1996, S. 76.

<sup>306</sup> Auf die Funktion und Rollen von Grenzstellen wird im nächsten Kapitel näher eingegangen.

<sup>307</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 226f.

<sup>308</sup> Baecker 1999, S. 17.

diese prozessierte Ungewissheit erlaubt es, »ein höchst problematisches Strukturprinzip [zu] formulieren, das geeignet ist, jene Spannung zu schaffen, die Organisations- und Umweltprobleme [anzieht LK] und entscheidungsfähig zu machen erlaub[t] [...]«<sup>309</sup> und Entscheidungen immer wieder aufs »neue dort zu platzieren [...] wo *Unentschiedenes vorgefunden wird* (H.d.A)«<sup>310</sup>.

Die Problemkomplexität wird durch die Entscheidung nicht etwa aus der Welt geschafft, sondern variiert und genau darin liegt ihre »wichtigste Eigenschaft [...] im Kontext der Organisation [...] daß sich neue Entscheidungen - sie aufnehmend, ablehnend oder variierend - in sie eintragen können«<sup>311</sup>. Aus Teilzuständigkeiten werden keine Teilentscheidungen abgeleitet, die den Prozess weiter voranbringen, sondern kurzlebige, d.h. schnell überholte Entscheidungen, da mehrere Stellen zugleich an den denselben Aufgaben arbeiten, ohne bereits getroffene Selektionsleistungen anderer Stellen als Prämissen für ihre Entscheidung zu übernehmen<sup>312</sup>. Aus Sicht einer rationalen, zeitlich-effizient geplanten Informationsverarbeitung scheint dies ein arbeits-ökonomisches Desaster zu sein. Trotzdem oder gerade deswegen ist die kafkaeske Organisation »arbeitsfähig«<sup>313</sup>, allerdings mit spezifischen Folgeproblemen: Führt doch diese interne, von außen betrachtete Fehlkommunikation und die dadurch bedingten, sich überschneidenden Arbeitsprozesse, durch »die jahrelange Aufregung durch die gleiche, vielleicht an sich geringfügige Angelegenheit«<sup>314</sup> zu extremen »Überlastungen einzelner Informationsträger oder einzelner Knotenpunkte des Kommunikationsnetzes«<sup>315</sup>.

Die Überlastung ist vor allem bei den mündlichen Verhören zu beobachten, die von bettlägerigen Beamten zu ungewöhnlichen, nächtlichen Uhrzeiten durchgeführt werden. Die Belastung der mündlichen Verfahren wächst nicht nur mit der Anzahl der Beteiligten, sondern liegt laut Luhmann darüber hinaus »im Erfordernis der Anwesenheit mit einer unvermeidlich hohen Rate von Inaktivität und in der zeitlichen Synchronisation des Verhaltens der Beteiligten«<sup>316</sup>. Auch hat K. während des Gesprächs

---

<sup>309</sup> Ebd., S. 140.

<sup>310</sup> Ebd.

<sup>311</sup> Ebd.

<sup>312</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 206.

<sup>313</sup> Baecker 1999, S. 15.

<sup>314</sup> Kafka [1926]. 1996, S. 81.

<sup>315</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 206.

<sup>316</sup> Ebd., S. 211.

mit dem »Verbindungssekretär« Bürgels im Herrenhof, in dem sowieso »jeder müde« ist, Probleme wach(-sam) zu bleiben. Die mündliche Verhöre im *Schloß* erinnern in ihrer Szenerie stark an den Aufsatz *Der Beamte* (1910) von Alfred Weber, dem Doktorvater Kafkas. In diesem Aufsatz beobachtet Weber die Folgen eines »riesenhaften Apparats in unserem Leben« und kritisiert scharf: »wie die Psyche der Bevölkerung sich diesem „Apparate“ anpasst, wie sie in seine Kammern, Fächer<sup>317</sup> und Unterfächer einkriecht, sich dort als in bequemen warmen Plätzchen häuslich festsetzt«<sup>318</sup>.

### **Querulanz im *Schloß*:**

#### **b) K(afka)s ambivalente Querulanz**

»Und auf diesen einzigen Weg wollen Sie verzichten,  
aus keinem anderen Grund als aus Trotz?«<sup>319</sup>

Um den Verlauf der Querulanz des Protagonisten K. beschreiben und als ambivalente Kombination aus Verhaltensformen negativer wie positiver Distanz<sup>320</sup> begreifen zu können, ist sein Kontakt mit der gräflichen Behörde entscheidend, welcher nun, auf einige Schlüsselmomente konzentriert, näher beleuchtet werden soll. Auf der Grundlage von Baeckers Überlegungen zu ‚wohl- wie schlechtdefinierten‘ Systemen und dem von ihm vorgeführten Gedankenexperiment lassen sich Rückschlüsse auf den Verlauf von K.s Querulanz und seinen Kontakt mit der Behörde ziehen: Wie Baecker, in Rückbezug auf Neville Moray<sup>321</sup>, ein ‚schlechtdefiniertes‘ System beschreibt, das vorgibt ein ‚wohldefiniertes‘ zu sein, mit einem »irrtumsanfälligen«<sup>322</sup> Menschen konfrontiert, findet sich etwas mehr als 70 Jahre früher ebenso bei Kafka. Dabei bestimmt dieser ‚kombinatorische Vorgang‘, wenn auch unter anderen Begrifflichkeiten und mit all seinen alltäglichen wie ungeheuerlichen Irrungen und Wirrungen den Inhalt einer

---

<sup>317</sup> Auch das Zimmer der Zimmermädchen im Herrenhof wird als »ein großer Schrank mit drei Fächern« beschrieben. Vgl. Kafka [1926], 1996, S. 328.

<sup>318</sup> Weber [1910], 2000, S. 98f.

<sup>319</sup> Kafka [1926], 1996, S. 129.

<sup>320</sup> Lehmann 2011d, S. 173ff.

<sup>321</sup> Baecker 1999, S. 17f.

<sup>322</sup> Ebd., S. 19.

Vielzahl von Kafkas Schriften - zweifelsohne geprägt von dessen Beobachtungen während seiner Tätigkeit in der *Prager AUVA*.

Wird ein ‚irrtumsanfälliger‘ Mensch mit einem unter- oder überdeterminierten Systemen konfrontiert, ergeben sich daraus zwei, wie sich herausstellen wird, rekursive Szenarien wechselhaft determinierter Systemzustände, die sich auch für die gräfliche Behörde beobachten lassen. Wird dieser launenhafte Mensch nun mit einem ‚wohldefinierten System‘ konfrontiert, transformiert er es - »man lasse [...] ihm etwas Zeit« - »ganz einfach«, lediglich durch sein Beharren auf den Zuständen des Systems, in ein ‚schlechtdefiniertes‘ System, denn »so wohldefiniert ist kein System, daß es das lange mit sich machen ließe«<sup>323</sup>.

»Schlimmer« wird es, wenn dem Menschen gegenüber explizit behauptet wird, es handle sich um ein ‚wohldefiniertes System‘ - sei es eine Organisation oder eine Familie. Dann nämlich wird er »nicht ruhen, bis er durch sein eigenes Verhalten die Maschine zu Störungen gebracht hat, die die Behauptung widerlegen, sie sei wohldefiniert«<sup>324</sup>. Hier wird die für die Querulanz typische Diskrepanz zwischen Ist- und Sollzuständen sichtbar und erinnert an K., der durch ständiges Fragen - »trotzig und kindlich«<sup>325</sup> - die Abläufe der Behörde zu verstehen und zu beeinflussen sucht. Er beharrt also auf dem behaupteten ‚wohldefinierten‘ Zustand und entlockt den ‚Grenzstellen‘ der Organisation gerade so beiläufige Aussagen, die Gegenteiliges erahnen lassen. So erklärt bspw. der Gemeindevorsteher im Gespräch mit K.: »Fehler kommen ja nicht vor, und selbst, wenn einmal ein Fehler vorkommt, wie in ihrem Fall, wer darf dann endgültig sagen, daß es ein Fehler ist«<sup>326</sup>.

Wird Baeckers eigensinniger Mensch nun mit einem ‚schlechtdefinierten System‘ - in Baeckers Worten: »mit einem intelligenten und feindseligen System, mit einem überraschungsfreudigen System [...] also einer typisch modernen Organisation« - konfrontiert, befinden sich der Mensch und das System »[ü]ber kurz oder lang [...] im besten Einvernehmen, weil »[j]eder weiß, was er vom anderen zu erwarten hat. Und jeder weiß, was er nicht vom anderen zu erwarten hat«<sup>327</sup>. Erstaunlicherweise führt also

---

<sup>323</sup> Ebd.

<sup>324</sup> Ebd.

<sup>325</sup> Kafka [1926], 1996, S. 61f.

<sup>326</sup> Ebd., S. 77.

<sup>327</sup> Baecker 1999, S. 19.

die Kombination aus irrtumsanfälligen Menschen und irrtumsanfälligen System nicht in die chaotische Arbeitsunfähigkeit, wie vielleicht vermutet werden könnte, sondern rekursiv zu einem ‚wohldefinierten‘ System. Dies funktioniert wiederum im besten Einvernehmen mit dem Menschen rekursiv ‚wohldefiniert‘ ‚schlechtdefiniert‘, weil jeder weiß, was er erwarten kann und was nicht. Jedes wohldefinierte System wird solange es mit ‚irrtumsanfälligen‘, eigensinnigen Menschen konfrontiert wird, d.h. nicht mit trivialisierten Maschinen, früher oder später also zu einem ‚schlechtdefinierten‘ System, weil »der Mensch bockt, wie wohldefiniert man sich das System auch ausgedacht hat«<sup>328</sup>. Diese Anpassung der Erwartungsstruktur und ihrer Verhaltensprämissen - und das heißt immer auch Lernen - das haben Luhmann, wie Baecker betont, brauchen Zeit. Dementsprechend ändern sich K.s Erwartungen im Laufe der erzählten Zeit und sie tun dies durch den wiederholten Kontakt mit der gräflichen Behörde, der dazu führt, dass auch K. zu ‚bocken‘ beginnt.

K. kommt in der Erzählung mit nur wenigen Personen in näheren, und für sein Querulieren entscheidenden, Kontakt. Diese Kontaktpersonen sind – wenig überraschend – ausschließlich »Grenzstellen«<sup>329</sup> der gräflichen Organisation. ‚Grenzstellen‘, so Luhmann, sind Positionen, die in einem intern stark differenzierten System mit invarianten Grenzen den Kontakt mit Außenstehenden, der Umwelt oder einem bestimmten Umweltsektor zur Aufgabe haben. Allgemein formuliert, sind Grenzstellen also die Adresse des Systems für externe Angelegenheiten, die entscheiden (müssen), ob und welche interne Relevanz ihnen zugeschrieben werden kann und sollte<sup>330</sup>. Solche ‚Grenzstellen‘ sind in Kafkas Erzählung der Brücken- und Herrenhof und deren Mitarbeiter: vor allem das Wirtspaar, der Schlossbote Barnabas, der Gemeindevorsteher, der Sekretär Erlanger, der Sekretär Momus oder der »Verbindungssekretär« des Beamten Friedrichs, Bürgel, dessen Aufgabe darin besteht, die »stärkste Verbindung [...] zwischen Friedrich und dem Dorf [...] zwischen seinen Schloß- und Dorfsekretären«<sup>331</sup> zu bilden.

Die ‚Grenzstellen‘, erhalten Information aus der Umwelt »im Rohzustand und unverfälscht, bevor also die Information durch verschiedene Hände gelaufen ist«<sup>332</sup>. Sie

---

<sup>328</sup> Ebd., S. 20.

<sup>329</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 220.

<sup>330</sup> Vgl. ebd., S. 220ff.

<sup>331</sup> Kafka [1926]. 1996, S. 291.

<sup>332</sup> Ebd., S. 221.



bemerken die Veränderungen der Umwelt als Erste: »ihm [der an der Grenze sitzt LK] drängt es sich daher auch auf, wenn die selbsterzeugten Annahmen seines Systems über Wünsche, Bedürfnisse oder Leistungsbereitschaften der Umwelt nicht zutreffen«<sup>333</sup>. D.h. wenn die Erwartungserwartungen des Systems, also die erwarteten Verhaltenserwartungen, die das System einer Umwelt unterstellt, nicht übereinstimmen. Da es immer vorkommen kann, dass die »Verlängerung des eigenen Programms in die Umwelt hinein nicht ganz stimmt oder im Laufe an Stimmigkeit verliert«<sup>334</sup>, spüren die ‚Grenzstellen‘ die daraus resultierende Unstimmigkeit als Erste. Entsprechend beschreibt Luhmann die ‚Grenzstellen‘ auch als »Antennen«<sup>335</sup>.

‚Grenzstellen‘ sind also wie keine anderen Mitglieder der Organisation Umwelteinflüssen ausgesetzt und daher extrem sensibel für die Verhaltenserwartungen der Umwelt, die über sie an das System heran getragen werden<sup>336</sup>. Ähnlich sensibel, gar labil, wird die Wirtin beschrieben, wenn sie als Reaktion auf ein Gespräch mit K. über seinen geplanten Besuch beim Beamten Klamm »sehr aufgeregt und unglücklich«, nicht fähig zu arbeiten, im Bett liegt und immerfort »klagt und seufzt« und K. versuchen muss, sie zu »beruhigen«<sup>337</sup>.

Laut Luhmann ist der Systemauftrag an den Grenzen »widersprüchlich«, denn die Grenzstellen haben einerseits für »Frieden an den Grenzen zu sorgen«, während sie die andere »Seite ihres Auftrags zwingt [...] Unruhe zu stiften«<sup>338</sup>. Sie sind also nicht nur für den »Ausgleich von Spannungen, für Beschwichtigungen des Publikums und für rechtzeitige Vorbereitungen des Systems auf notwendige Programmänderungen« zuständig<sup>339</sup>, sondern dienen ebenso der »Warnung des Systems«<sup>340</sup>. Ihre Position verlangt daher den verantwortungsbewussten Umgang mit Informationen aus der Umwelt. Dabei kann ein Teil des verantwortungsvollen Umgangs auch darin bestehen »Initiativen zu ergreifen, Rollenverpflichtungen über die Grenze hinweg einzugehen, zu verheimlichen oder zu verteidigen, sich also immer wieder zum Status Quo, zur

---

<sup>333</sup> Ebd., S. 222.

<sup>334</sup> Ebd., S. 223.

<sup>335</sup> Ebd., S. 224.

<sup>336</sup> Vgl. ebd., S. 221f.

<sup>337</sup> Kafka, [1926], 1996, S. 88.

<sup>338</sup> Ebd. S. 230.

<sup>339</sup> Ebd. S. 224.

<sup>340</sup> Ebd. S. 224.

entschiedenen Politik des Systems in Widerspruch zu setzen«<sup>341</sup>. Das daraus resultierende Dilemma ist strukturell bedingt, also essentiell für ihre Funktion<sup>342</sup>, bringt die ‚Grenzstellen‘ allerdings »in die Gefahr [in eine LK] Diskrepanz zur formalen Organisation oder zur Systemtendenz gebracht«<sup>343</sup> zu werden. Es ist eben diese Diskrepanz, die Unruhe stiftet.

Die nervösen Reaktionen der Wirtin, die die Erzählung von Anfang an begleiten, lassen sich also als Reaktionen ihres Grenzstellen-Status, genauer als Problem der »Rollenverflechtung« erklären, denn: »Rollenverflechtungen mit der Außenwelt können Gesten der Konzilianz [...] kleine Illoyalität oder gar der Verrat von Geheimnissen zu ihrer Erhaltung fordern, die sich im formalisierten System nicht sehen lassen dürfen«<sup>344</sup>. Solche Zwischensysteme nehmen also »oft den Charakter mehr oder weniger gefestigter, dauerhafter „persönlicher Beziehungen“ an«<sup>345</sup>. Dies wird gerade im Gespräch von K. und dem Gemeindevorsteher klar, wenn letzterer K. beteuert, er hätte in ihm »gewissermaßen einen Geschäftsfreund«<sup>346</sup> gefunden. Das sich bildende Zwischensystem<sup>347</sup> ermöglicht so eine Auflockerung »der Unpersönlichkeit und Anonymität im amtlichen Verkehr«, was die wertvolle »Möglichkeit des Vorfühlen und Aushorchen [...] über Geheimnis oder Hintergründe«<sup>348</sup> erst möglich macht. Wenn die Wirtin K. an einigen Stellen nur »den wohlmeinendsten«<sup>349</sup> Ratschlag gibt, tut sie dies also nicht ohne Auftrag. Da aber auch immer die eigene Mitgliedschaft auf dem Spiel steht<sup>350</sup>, insistiert sie darauf, nichts »zu verbergen«<sup>351</sup> zu haben und weckt gerade so den Motivverdacht des Lesers. Auch K. scheint dies bewusst zu sein oder werden, wenn er sie als »intrigante Natur, scheinbar sinnlos arbeitend wie der Wind, nach fernen, fremden Aufträgen, in die man nie Einsicht«<sup>352</sup> bekommt, beschreibt.

---

<sup>341</sup> Ebd. S. 224.

<sup>342</sup> Vgl. Luhmann [1964], 1999, S. 222.

<sup>343</sup> Ebd.

<sup>344</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 221.

<sup>345</sup> Vgl. ebd., S. 227.

<sup>346</sup> Kafka [1926], 1996, S. 82.

<sup>347</sup> Vgl. Luhmann, [1964], 1999, S. 227.

<sup>348</sup> Ebd.

<sup>349</sup> Vgl. Kafka, [1926], 1996, S. 62.

<sup>350</sup> Vgl. ebd., S. 130f.

<sup>351</sup> Ebd., S. 128.

<sup>352</sup> Vgl. ebd., S.135.

Die bisherigen Erörterungen zeigen, dass der Beamte Klamm, dessen Kontakt K. am heftigsten sucht, keine ‚Grenzstelle‘ der Organisation ist und das erklärt, warum K. ihn nie direkt treffen, ihm nie unter die Augen treten wird, obwohl er sich »mit allen Kräften um einen Blick Klamms bemühte«<sup>353</sup>.

Das entsprechende Wirkungs- und Handlungspotential Klamms wird bei Bedarf an seine Vertreter, bspw. seinen Dorfsekretär Momus, übertragen. Der Sekretär Momus wird in auffällig biblischer Metaphorik als »Werkzeug, auf dem die Hand Klamms liegt«<sup>354</sup>, beschrieben. So ist es auch Momus, der einschreitet, nachdem K.s Versuch ein Treffen mit Klamm zu erzwingen, zu dem sich zufällig die Gelegenheit ergab<sup>355</sup>, missglückt: Nachdem K. auf der Suche nach einer Tischdecke Friedas im Herrenhof von der Frieda ersetzenden Ausschankhilfe Pepi erfährt, dass Klamm bald zum Schloss fahren wird, lauert K. Klamm im Hof des ‚Herrenhofs‘ auf. Er antichambriert; er drängt sich »unerträglich«<sup>356</sup> weit vor oder auf; ohne jeglichen Erfolg, denn - so wird es K. vorausgesagt - werden seine »Taten [...] vielleicht draußen im Schnee auf dem Hof tiefe Fußspuren hinterlassen, mehr aber nicht«<sup>357</sup>. Als K. kurz darauf erfährt, dass der Kutscher seine Spuren vor Klamms Abfahrt bereits »glattgekehrt«<sup>358</sup> hat, kündigt sich an, dass auch die zukünftigen Handlungen Ks. ebenso spurenlos bleiben werden.

Obwohl die Wirtin K. auf die »effektive Vertretungsgewalt«<sup>359</sup> Momus - d.h. auf seine über das Dorf hinausgehende »Amtswirksamkeit« - hinweist und obwohl sie K. erklärt, »daß der einzige Weg, der [...] zu Klamm führt [...] durch die Protokolle des Herrn Sekretärs geht«<sup>360</sup>, d.h. K. nach Luhmann eine »Resonanz seines Gegenhandeln im System in Aussicht«<sup>361</sup> stellt, bockt K. und lässt die vermeintliche Chance verstreichen, weil er »keine Lust«<sup>362</sup> hat. Hier beginnt K.s positiver Protest in Renitenz, d.h. eine sich

---

<sup>353</sup> Ebd., S. 128.

<sup>354</sup> Ebd., S.133.

<sup>355</sup> Vgl. ebd., S. 117f.

<sup>356</sup> Ebd., S. 126.

<sup>357</sup> Ebd., S. 130.

<sup>358</sup> Ebd., S. 125.

<sup>359</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 221.

<sup>360</sup> Kafka [1926], 1996, S. 129.

<sup>361</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 221.

<sup>362</sup> Kafka [1926], 1996, S. 128.

widersetzende Verhaltensform negativer Distanz, umzuschlagen – ein Umschwung, der seinen Höhepunkt in der Szene nach dem Verhör mit dem Sekretär Bürgel findet. K. hat keine Lust (mehr), denn »der Hoffnungen, mit der sie ihn zu fangen suchte, war er müde«<sup>363</sup>. Er weiß, dass eine Ergänzung des Protokolls keinen Unterschied machen und er über den Bericht des Sekretärs nie zu Klamm gelangen wird. Auch wenn er einsieht, dass der direkte Kontakt unwahrscheinlich, gar unmöglich ist - »nicht zu Klamm brauche ich einen Weg, sondern erst zum Herr Sekretär«<sup>364</sup> -, ist er gleichzeitig überzeugt, dass das Protokoll nicht »der einzige Weg zu Klamm«<sup>365</sup> ist. Noch hat K. Hoffnung auf einen anderen Weg, d.h. auf einen anderen ‚Kommunikationskanal‘.

Doch wie passt das bisher Beschriebene zur Ausgangsfrage nach K.s Querulanz? Es zeigt sich, dass K. zu Beginn der Erzählung das System herausfordert, da »der Unwissende mehr wagt [...] solange die Kräfte reichen«<sup>366</sup>, und weil er »[d]en einer solchen Behörde gegenüber wahnwitzigen Gedanken, daß hier [in seiner Angelegenheit LK] Unentschlossenheit mitgewirkt habe«<sup>367</sup>, nicht ernst nimmt. Vor der Besprechung mit dem Gemeindevorsteher ist K. noch von der »bewunderungswürdigen Einheitlichkeit des Dienstes überzeugt, und schätzt den direkten Verkehr mit der Behörde als »nicht allzu schwer«<sup>368</sup> ein. K.s anfänglicher, übergriffiger Protest, der gleichzeitig eine Verhaltensform positiver Distanz ist, will eine »Entscheidung« provozieren. Gemäß der behaupteten Position des Landvermessers versucht er damit die »Grenzbereiche [der behördlichen Stellenordnung] so scharf wie möglich [zu LK] stellen«. So gesehen liegt K.s Bestrebung in der (räumlichen) Bestimmung der Nachbarschaftsverhältnisse der gräflichen Stellenordnung, an die er sich einerseits »unerträglich«<sup>369</sup> weit heran drängt, aber andererseits »den Anderen auf seiner Position« trotzdem akzeptiert<sup>370</sup>.

---

<sup>363</sup> Ebd., S. 129, 133.

<sup>364</sup> Ebd., S. 129.

<sup>365</sup> Ebd.

<sup>366</sup> Ebd., S. 67.

<sup>367</sup> Ebd., S. 31.

<sup>368</sup> Ebd., S. 68.

<sup>369</sup> Ebd., S. 126.

<sup>370</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 233.

Während K.s anfängliche Querulanz also aus seiner Unwissenheit, bzw. aus seiner empfundenen Überlegenheit und als vorteilhaft empfundenen Lage resultiert, äußert sie sich in seinen Absichten der Behörde »von allem Anfang an, ohne Winkelzüge, offen, Aug in Aug [...] soweit dies bei ihr überhaupt möglich war«<sup>371</sup>, im »Kampf«<sup>372</sup> zu begegnen - »denn er war der Angreifer«<sup>373</sup>. Der Protest zeigt sich besonders während des Verhörs mit Momus, denn »[w]er eine Weisung seines Vorgesetzten nicht annimmt, wer einer Vorschrift aus Prinzip die Anerkennung verweigert, rebelliert gegen das System und gegen alle formalen Erwartungen«<sup>374</sup>. K. enttäuscht die formalen Erwartungen der ‚Grenzstellen‘ Momus und der Wirtin und erreicht so die nervöse Aussage der Wirtin: »So ist er immer, Herr Sekretär, so ist er immer. Fälscht die Auskünfte, die man ihm gibt, und behauptet dann, falsche Auskunft bekommen zu haben«<sup>375</sup>.

Im Verlauf der Handlung, hier kommt erneut die Zeit ins Spiel, macht K. gegenteilige Erfahrungen und mit den sich häufenden Enttäuschungserlebnissen nimmt K.s Hoffnung ab. Nach dem verweigerten Verhör mit Momus wird K. vom Schlossboten Barnabas ein Brief Klamms mit widersprüchlichem Inhalt zugestellt: »Die Landvermesserarbeit, die sie bisher ausgeführt haben, finden meine Anerkennung [...] Lassen Sie nicht nach in ihrem Eifer! Führen Sie die Arbeiten zu einem guten Ende. Eine Unterbrechung würde mich erbittern. [...] Ich behalte Sie im Auge«<sup>376</sup>. Während K. zuerst von einem »Missverständnis« ausgeht, stellt sich heraus, dass Barnabas K.s Brief an Klamm nicht zustellen konnte. Und K. begreift, dass die Kommunikation mit Klamm auf allen Ebenen scheitert: »die Arbeit, die ich nicht mache, kann ich freilich auch nicht unterbrechen, nicht einmal die Erbitterung des Herren kann ich erregen, wie sollte ich seine Anerkennung verdienen!«<sup>377</sup>

Hier wird deutlich, dass K. es in seinem Kontakt zu den Grenzstellen mit unberechenbaren Medien der Informationsübertragung zu tun hat und folglich die

---

<sup>371</sup> Kafka [1926], 1996, S. 189.

<sup>372</sup> Ebd., S. 32.

<sup>373</sup> Ebd., S. 68.

<sup>374</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 63.

<sup>375</sup> Kafka [1926], 1996, S. 131.

<sup>376</sup> Ebd., S. 136.

<sup>377</sup> Ebd., S. 137.

Nachrichtenzustellungen fehlschlagen<sup>378</sup> und er trotz aller Versuche nichts beeinflussen kann.

Die beschriebene Kommunikationsstruktur der gräflichen Behörde erinnert augenscheinlich an das von Michel Serres beschriebene Kommunikationsschema des Götterboten Hermes. Dort finden sich Luhmanns ‚Antennen‘ als »Knotenpunkte«, die in festen Händen von »Engeln, Göttern oder Dämonen«<sup>379</sup> sind, wieder. An ihnen, den (Schloss-)Boten, Engeln oder Dämonen, führt kein Weg vorbei. Ihnen allein obliegt die Informationsübertragung und allein sie können durch ihre Monopolstellung den Informationsfluss hemmen, übersetzen, anreichern oder reduzieren, d.h. beeinflussen und regulieren.<sup>380</sup> Sie agieren sowohl als »Verteiler« als auch als »Transformatoren«<sup>381</sup>, da sie die *entscheidenden* Positionen inne haben. Auch ‚Grenzstellen‘ agieren als Übersetzer, da die Umwelt des Systems von den Grenzstellen für das System interpretiert wird. Dafür müssen sie die vorhandenen Informationen überblicken und selektieren und »sie in eine Sprache bringen, die im System verstanden und akzeptiert wird«<sup>382</sup>. Sie tragen daher nicht nur die Verantwortung für die korrekte Wiedergabe der ausgewählten Information, sondern sie tragen gleichzeitig auch die »Negativgarantie: daß nichts weiter los ist«<sup>383</sup>.

Ebenso wie bei Serres die Informationen allein durch die Hände der Besetzer der ‚Knotenpunkte‘ laufen, kann auch die von Luhmann beschriebene »Grenzstelle bei Kommunikationen mit ihren Außenpartnern nicht umgangen werden«<sup>384</sup>. Analog zu Serres’ ‚Knotenpunkten‘ spricht Luhmann von der »Netzstellung«<sup>385</sup> der Grenzstelle, die ihr »Gewähr für umfassende Informiertheit und für das sich daraus ergebende Verhandlungspotential« gibt, denn »[w]er von außen kommt, weiß dann, daß er nur an einer Stelle Zugang zum System findet, und kann nicht die Hoffnung haben, an anderen

---

<sup>378</sup> Vgl. hierzu auch Meisel 1994, S. 62ff.

<sup>379</sup> Serres [1987], 2014, S. 72.

<sup>380</sup> Weswegen sich Serres auch fragt, »ob man ein Netz konstruieren [könne], das frei von Kreuzungen, Verteilern und Schnittpunkten wäre, an denen sich Parasiten niederlassen«. Michel Serres [1987], 2014, S. 73.

<sup>381</sup> Serres [1987], 2014, S. 70.

<sup>382</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 224.

<sup>383</sup> Ebd.

<sup>384</sup> Luhmann [1964], 1999, S. 233.

<sup>385</sup> Ebd., S. 234.

Stellen bessere Bedingungen zu erreichen«<sup>386</sup>. K. hat also keine Wahl, außer sich an Barnabas, seine »Verbindung« zum Schloß<sup>387</sup>, zu halten. Dass diese kontinuierlich fehlschlägt, kann zudem auch durch die bereits erwähnte Überlastung der Knotenpunkte erklärt werden, da der Dienst, »der so leicht erscheint, sehr ermüdend«<sup>388</sup> ist. Barnabas muss »stunden- und manchmal tagelang« im »Zuschauerraum« der Kanzleien warten, »immerfort aufpassen«, d.h. beobachten, und obwohl »ihn Klamm schon gesehen hat [...] ist noch nichts entschieden« und wenn er schließlich »[a]n einem beliebigen Tage, zu beliebiger Stunde«<sup>389</sup> einen »sehr alten Brief«<sup>390</sup> von einem Schreiber für K. erhält, wird dieser, der Erzählung Olgas entsprechend, nicht direkt zugestellt, weil Barnabas wartet und er »keine Lust [hat LK], ihn zu bestellen [...] und [...] es können Tage und Wochen inzwischen vergangen sein«<sup>391</sup>, bevor Barnabas den Brief zu K. bringt. Auch K.s letzter Versuch, über den Schlossboten Barnabas ein Treffen mit Klamm zu erreichen<sup>392</sup>, scheitert, obwohl K. vom Medium der Schriftlichkeit ins Medium der Mündlichkeit wechselt, denn ein Brief würde, »ja doch wieder nur den endlosen Aktenweg gehen«<sup>393</sup>: Auch die mündliche Zustellung von K.s »Bitte« - deren Aufbau und Ton einer ‚Gnadensupplik‘<sup>394</sup> gleicht - war Barnabas »unmöglich«<sup>395</sup>. Anstatt der Zustellung erreicht Barnabas allerdings einen anderen »Erfolg«<sup>396</sup> dadurch, dass er zufällig auf den Sekretär Erlanger trifft, auf ihn wartet und so K.s Vorladung erreicht<sup>397</sup>. Die beschriebene Situation erweckt den Eindruck, dass nicht nur auf Seiten K.s Verhaltensformen negativer Distanz zu beobachten sind. Auch bei Barnabas kommt eine Verhaltensform negativer Distanz, nämlich die der ‚Reserve‘<sup>398</sup>, zum Tragen: Barnabas beobachtet im Zuschauerraum der Kanzleien »alles Beständige auf seine Flüchtigkeit

---

<sup>386</sup> Ebd.

<sup>387</sup> Kafka [1926], 1996, S. 35.

<sup>388</sup> Ebd., S. 203.

<sup>389</sup> Ebd.

<sup>390</sup> Ebd., S. 204.

<sup>391</sup> Ebd.

<sup>392</sup> Ebd., S. 267.

<sup>393</sup> Ebd., S. 140.

<sup>394</sup> Vgl. ebd., S. 139f.

<sup>395</sup> Vgl. ebd., S. 267f.

<sup>396</sup> Ebd., S. 268.

<sup>397</sup> Vgl. ebd., S. 267f.

<sup>398</sup> Vgl. hierzu Lehmann 2011d, S.179ff.

hin; und das wiederum heißt, dass [er LK] das positiv-positional Gegebene als Vorhandenes ermöglicht«<sup>399</sup>. Die Verhaltensform der Reserve tritt denn »vor allem in Kontexten komplementärer Rollenstrukturen [...] und in Kontexten hierarchischer Sub- und Superordinationen auf (zwischen Vorgesetzten und Angestellten)«<sup>400</sup>.

Wenn beides auch auf den ersten Blick »ganz deutliche, ordentlich [...] mithin positive Distanzen« sind, erlaubt es gerade die Verhaltensform der Reserve dieses Verhältnis zu kippen, mit ihnen, den positiven Distanzen, zu spielen, sie als »Ressourcen: [als] Reflexionsräume des sonst noch Möglichen«<sup>401</sup> zu sehen. Reserviertes Verhalten schafft es so, »An-, Zu- und Unfälle, die im Raum positiver Distanz nur stören [...] in Gelegenheiten«<sup>402</sup> umzumünzen.

Dieser ‚Gelegenheit‘ folgend, findet sich K. im Herrenhof, in einem »tiefen, kellerartigen Gang« wieder, an dessen Seiten »eine Tür fast neben der anderen [...] und alle Türen gleich waren«<sup>403</sup>. Abgelenkt durch ein zuvor geführtes Gespräch mit Frieda, in dem ihre Verlobung gelöst wird<sup>404</sup>, klopft K. an der falschen Tür und gelangt nicht in das Verhörzimmer Erlangers, sondern in das des Sekretärs Bürgel. Ähnlich wie die Reinigungskräfte, die einen Gerichtssaal zu früh betreten - ein Beispiel Luhmanns für Störung im Verfahrenssystem - merkt auch K. sofort, dass er stört, als er Bürgel unbeabsichtigt weckt und »ein leichter Schrei«<sup>405</sup> ertönt. K. unterstellt sich, wie die Reinigungskräfte in Luhmanns Beispiel - den »Regeln des gestörten Systems«<sup>406</sup>. Systemadäquates Verhalten steht ihnen nicht zur Verfügung. Dies gilt auch für K., denn er wurde von Erlanger und nicht von Bürger vorgeladen. Sie, die Reinigungskräfte wie auch K., »können weder dasein noch nicht dasein«<sup>407</sup> und wählen daher meist die »systemlose Flucht«<sup>408</sup>. Auch K. flüchtet von dämmerhaften Wachzuständen in fieberhafte Schlafsequenzen und verpasst so »ohne Respekt, aufs Bett gesetzt gegen den

---

<sup>399</sup> Ebd., S. 179.

<sup>400</sup> Ebd., S. 185.

<sup>401</sup> Ebd., S. 179.

<sup>402</sup> Ebd., S. 185f.

<sup>403</sup> Kafka [1926], 1996, S. 273, 288.

<sup>404</sup> Vgl. Meisel 1994, S. 62.

<sup>405</sup> Kafka [1926]. 1996, S. 298.

<sup>406</sup> Vgl. zur Bildung von Zwischensystemen von Grenzstellen Luhmann [1964], 1999, S. 226.

<sup>407</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 42.

<sup>408</sup> Ebd.



Pfosten gelehnt«<sup>409</sup> die unwahrscheinliche, »fast niemals vorkommende Möglichkeit«, auf eine ‚unvorbereitete‘ Stelle, auf Bürgel, zu treffen, der sich sogar anbietet »diese Sache weiter zu verfolgen [...] die Sache da oben in Ordnung zu bringen«<sup>410</sup>.

Durch das unangemeldete Verhör, das keines und doch eines ist, findet K. eine Lücke in der scheinbaren »Lückenlosigkeit der amtlichen Organisation« aus der sich ‚normalerweise‘ »ergibt [...], daß jeder, der irgendein Anliegen hat oder aus sonstigen Gründen verhört werden muss, sofort, ohne Zögern, meistens sogar noch ehe er selbst sich die Sache zurechtgelegt hat, ja noch ehe er selbst von ihr weiß, schon die Vorladung erhält«<sup>411</sup>. K., der den sogenannten Überraschungseffekt auf seiner Seite hat, lässt ihn verstreichen, engagiert sich nicht, denn »zwar merkte er, daß ihn das, wovon Bürgel sprach wahrscheinlich sehr betraf, aber er hatte jetzt eine große Abneigung gegen alle Dinge, die ihn betrafen«<sup>412</sup>. Die protestierende ‚Bockigkeit‘, die sich im Verhör mit dem Sekretär Momus zeigte, wandelt sich hier in lethargische Zurückhaltung, in Nicht-Handlung, in Renitenz. Dabei ist diese Renitenz jedoch gerade nicht unbeteiligt, »denn sie ist stets verwickelt in die Verhältnisse, denen sie sich einfach nur dadurch widersetzt, dass sie *sich* unterscheidet«<sup>413</sup>.

K. resigniert, obwohl Bürgel ihn weiter zu Erlanger mit der Bemerkung schickt: »Gehen Sie doch; wer weiß, was Sie drüben erwartet, hier ist ja alles voll Gelegenheiten«<sup>414</sup>. Doch K. weiß inzwischen, dass durch diese »Gelegenheiten, bei welchen durch ein Wort, durch ein Blick, durch ein Zeichen des Vertrauens mehr erreicht werden kann als durch lebenslange, auszehrende Bemühungen«<sup>415</sup>, letztlich auch nichts erreicht werden kann. Die im Gang des Herrenhofs surreal aneinandergereihten - teilweise besetzen, teilweise freien - Zimmer hinter identischen Türen, kann man sinnbildlich mit Rückbezug auf Deleuze und Guattaris als räumlich verkettete Gelegenheiten oder frei nach Harrison C. White als eine verräumlichte »Chain[] of Opportunity«<sup>416</sup> verstehen,

---

<sup>409</sup> Kafka [1926]. 1996, S. 291.

<sup>410</sup> Ebd., S. 292f.

<sup>411</sup> Ebd., S. 298.

<sup>412</sup> Ebd., S. 293.

<sup>413</sup> Lehmann 2011d, S. 177.

<sup>414</sup> Kafka [1926], 1996, S. 304.

<sup>415</sup> Ebd., S. 293.

<sup>416</sup> Vgl. White 1970.

deren Gelegenheiten von K. »niemals ausgenützt werden«<sup>417</sup>. Ähnlich wie in Olgas sagenhaft anmutenden Erzählungen über jahrelange Aufnahmeverfahren, in denen die »Anwärter für Stellen während der überlangen Wartezeit ohnmächtig oder verwirrt werden und dann verloren sind«<sup>418</sup>, ist auch K., wie der Akt, auf dem (er) seine Angelegenheit gründet, verloren<sup>419</sup>. Denn »wenn die Welt der Akten zur einzigen Realität wird«<sup>420</sup> und die Maxime »quod non est in actis non est in mundo«<sup>421</sup> gilt, dann ist K., weil seine behauptete Position in den Akten ist, Teil dieser Welt, aber gleichzeitig wie sein Akt, nicht in ihr (in ihrer Stellenordnung) zu verorten. K. kann in dieser Welt - wenn auch verloren - nur sein, weil der Akt »auf dem das Wort ›Landvermesser‹ blau unterstrichen ist«<sup>422</sup>, nicht gefunden werden kann. Der verlorene Akt erlaubt es K., sich (wenn auch scheinbar unbewusst oder zufällig) auf die Position des Landvermessers berufen zu können; erlaubt es ihm zu behaupten, er sei bestellt worden und sich gerade so in einer Organisation, die »sich am gerissenen Faden, nach dem Maß des Anschlussfehlers, organisiert«<sup>423</sup> zu positionieren; eine Leerstelle, eine Lücke zumindest zeitweise zu bewirtschaften, ohne sie vollends zu besetzen.

Der Soziologe Erving Goffman, der sich nicht nur mit Fragen nach Adaptionmöglichkeiten zu gesellschaftlichem Scheitern, sondern auch mit Bewegung(en) innerhalb organisationaler Stellenordnung beschäftigte, hat für Vakanzen, d.h. unbesetzte Positionen innerhalb der »mobility chain« eines »tight systems«, in dem es ein »slight surplus of vacant jobs«<sup>424</sup> gibt, beobachtet, dass Vakanzen entweder durch »the disappearance of a man or the appearance of a new job«<sup>425</sup> - d.h. nicht, wie im Falle K.s, durch ‚the appearance of a new man‘ - geschaffen werden. In einem »tight system«<sup>426</sup> wie der gräflichen Organisation, in dem sich Stellen und potentielle Stellenbesetzer annähernd decken, ist K., gemäß der Aussage der Wirtin, überflüssig, jedoch kein nichts: Er vergrößert das »surplus of men« um eins und lässt

---

<sup>417</sup> Kafka [1926], 1996, S. 293.

<sup>418</sup> Ebd., S. 253.

<sup>419</sup> Ebd., S. 82.

<sup>420</sup> Fraser 2016, S. 096.

<sup>421</sup> Vismann 2011, S. 89.

<sup>422</sup> Kafka [1926], 1996, S. 73.

<sup>423</sup> Vogl 2014b, S. 111.

<sup>424</sup> White 1970, S. 14.

<sup>425</sup> Ebd., S. 15.

<sup>426</sup> Ebd., S. 8.

die starre Ordnung des »tight system[s]« so lockerer werden. In einem solchen »loose system«<sup>427</sup>, in dem eine Vakanz meist umgehend besetzt wird, kommt es durch die Überzahl an potentiellen Besetzern dazu, dass die, die keine Position innehaben, in längeren Übergängen zwischen zwei Positionen ausharren müssen, in Goffmans Worten: »floating in a limbo status between successive jobs«<sup>428</sup>. In diesem Schwebezustand befindet sich auch K. Und wenn Vogls Beobachtung stimmt, dass »[d]ie elementare Tätigkeit dieser Bürokratie, ihr Verfahren und ihre prägnante Methode, [...] im Durch- oder Ausstreichen ihrer Akte zu bestehen«<sup>429</sup> scheint, kann K. dementsprechend, wie auch sein fehlender Akt oder die behauptete Position nicht endgültig (aus-)gestrichen werden. K. ist im ‚limbo‘, in der Schweben endloser Anschlussoperationen gefangen - auch wenn ihn »[n]iemand hier zurück«<sup>430</sup> hält.

Zu erwähnen sei noch, dass K. die Chance auf einen »fixed job« hatte. So verliert er den ‚Kampf‘ mit der Behörde um eine anerkannte Stelle nicht, weil er »[d]ie Akkreditierung als Landvermesser [...] weder wirklich erhält noch nicht erhält«, sondern weil es ihm - im Gegensatz zum Parasiten nach Michel Serres - »um den Inhalt [anstatt LK] um die Position geht«<sup>431</sup>. Wenn es K., wie behauptet, nur darum gegangen wäre »irgendwo ein Unterkommen«<sup>432</sup> zu finden, hätte er die Position des Schuldieners besetzen können und - wie Frieda ihn erinnert - »friedlich in der Schule sitzen«<sup>433</sup> können. Darum geht es K. als der Querulant, der er ist, nicht: Denn friedlich in der Schule zu sitzen, würde bedeuten, einen Kompromiss zu akzeptieren, sich - inkongruent mit der eigenen Selbstdarstellung - mit gefühlt weniger als dem erklärten Ziel, zufrieden zu geben: »Gnadengeschenke vom Schloß«, das erklärt K. dem Vorsteher entschieden, will er nicht, »sondern [s]ein Recht«<sup>434</sup>.

Ebensowenig wie den Kompromiss des Schuldieners-Daseins kann K. die Ambivalenz ertragen, ein »Dorfarbeiter mit einer immerhin auszeichnenden, aber nur scheinbaren

---

<sup>427</sup> Vgl. ebd., S. 10.

<sup>428</sup> Ebd., S. 8.

<sup>429</sup> Vogl 2014b, S. 112.

<sup>430</sup> Vgl. Kafka [1926], 1996, S. 86.

<sup>431</sup> Serres [1987], 2014, S. 63.

<sup>432</sup> Vgl. Kafka [1926], 1996, S. 188.

<sup>433</sup> Ebd., S. 281.

<sup>434</sup> Ebd., S. 87.

Verbindung mit dem Schloß [...] oder aber scheinbarer Dorfarbeiter [...]«<sup>435</sup> zu sein. Der Ausweg aus K.s Ambivalenz kann es folglich nur darin bestehen, sich nicht auf eine der beiden Seiten oder Positionen, sondern »auf nichts als die Unterscheidung selbst«<sup>436</sup> festzulegen.

Dieser Moment steht in auffälliger Analogie zu Michael Kohlhaas' zweitem idiosynkratischen Moment, in dem er seine Brust trotz der ungeheuren Unordnung der Welt in Ordnung fand: Auch K. findet sich selbst wieder »unbeherrschbar müde [...] inmitten glücklicher Arbeit«, oder genauer: in »etwas, was nach außen hin wie Müdigkeit aussah und eigentlich unzerstörbare Ruhe, unzerstörbarer Frieden war«. K. wählt den psychischen Ausweg der Identifikation mit der Enttäuschung<sup>437</sup>, er lernt und strukturiert seine Erwartungen um<sup>438</sup>: Er rechnet mit der »Nutzlosigkeit aller seiner Bestrebungen«<sup>439</sup>. K. findet Frieden und er findet ihn gerade im dramatischen Höhepunkt der Erzählung und seiner Renitenz - nach dem kurzen Verhör mit Erlanger. Dort, im gleichen Gang des Herrenhofes, geschieht (etwas) Eigenartiges: K. kommt, während er die Diener bei der morgendlichen Aktenzustellung beobachtet, zur Überzeugung, die wohl »erste Unregelmäßigkeit« im Behördenablauf beobachtet zu haben; »allerdings war es möglich, daß er auch sie unrichtig verstand. Und selbst wenn es eine Unregelmäßigkeit war, war sie zu verzeihen; bei den Verhältnissen, die hier herrschten, konnte der Diener nicht fehlerlos arbeiten, einmal mußte der angesammelte Ärger, die angesammelte Unruhe ausbrechen, und äußerte sie sich nur im Zerreißen eines kleinen Zettels, war es noch unschuldig genug«<sup>440</sup>. K. kann die eklatanteste Abweichung, die er selbst bezeugt und nicht nur aus Erzählungen kennt, tolerieren und das, obwohl er vermutet, dass der unzustellbare Zettel - der deswegen zerrissen wird - ebenso »[s]ein Akt« hätte sein können. Er toleriert die Abweichung, seine Querulanz ist beendet. Anders als Kohlhaas wählt K. eine funktional äquivalente, aber friedvollere Variante der Enttäuschungshinnahme; er wird sich nicht dauerhaft »in einer »abweichenden Rolle« (H.d.A) neu organisieren und versteifen«<sup>441</sup>, so wie es für

---

<sup>435</sup> Ebd., S. 31.

<sup>436</sup> Lehmann 2011d, S. 176.

<sup>437</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 110.

<sup>438</sup> Ebd.

<sup>439</sup> Kafka [1926], 1996, S. 307.

<sup>440</sup> Ebd., S. 314.

<sup>441</sup> Luhmann [1983], 2013, S. 111.

Kohlhaas in der Rolle des selbstgerechten Racheengels beobachtbar ist. K. wird nicht durch soziale Mechanismen in einer »negativen Identität«<sup>442</sup> symbolisch entschärft.

Weniger tolerant reagiert die Organisation bzw. ihre Grenzstellen auf die Abweichung in ihren Vorgängen, auf K.s Präsenz während der Aktenzustellung. K.s renitentes Da-Sein, seine »desengagierte Präsenz macht ein solches Störgeräusch, dass sie jeden Positionsinhaber in quälende Unruhe versetzt«<sup>443</sup>. Es ist gerade diese ‚quälende Unruhe‘ von Positions- und folglich Statusinhabern der Organisation, die Kafka in *Das Schloß* so virtuos beschreibt. Da sich K. nicht entfernt, nicht handelt und nichts weiter tut, als die Szenerie in ihrer regelmäßigen Unregelmäßigkeit zu beobachten, verursacht er eben dieses Störgeräusch. Er ist einfach ‚da‘ und gerade deswegen in den Augen der Behörde und ihren Grenzstellen ein »Gegenstand fortwährender Reizung«<sup>444</sup>, der die Situation für alle Beteiligten überhitzt, bis sie abrupt abkühlt. K.s bloße Präsenz reicht aus, die Diener, die es schon ohne Beobachter »schwer«<sup>445</sup> genug haben und nach den kräftezehrenden Versuchen der Aktenzustellung auch immer »ein Weilchen lang gar nichts«<sup>446</sup> unternehmen können, immer hektischer werden zu lassen. Auch die unsichtbaren Sekretäre, ein ohnehin »nervöses Volk«<sup>447</sup>, werden durch K.s Anwesenheit noch nervöser und zum ständigen »versichernden Nachschauen, ob vor der Tür wirklich niemand ist« gezwungen: »kaum eine Tür war ruhig«<sup>448</sup>.

Neben den klappernden Türen und unruhigen Bediensteten kommt es bald zum »Geschrei«<sup>449</sup>, das anhält, bis einer der Beamte eine elektrische Glocke findet und »wohl entzückt darüber, so entlastet zu sein, statt des Schreiens [...] ununterbrochen zu läuten anfing«.

Nicht nur die Grenzstellen werden nervös, auch die Organisation ‚überhitzt‘ und weil die ‚Grenzstellen‘ die Informationsflut nicht mehr moderieren können, wird K. aufgrund seiner »schweren Ungehörigkeit«<sup>450</sup> vom Wirtspaar abgeführt. In diesem kafkaesken

---

<sup>442</sup> Ebd., S. 118.

<sup>443</sup> Vgl. Lehmann 2011d, S. 177.

<sup>444</sup> Kafka [1926], 1996, S. 313.

<sup>445</sup> Ebd., S. 310.

<sup>446</sup> Ebd.

<sup>447</sup> Ebd., S. 290.

<sup>448</sup> Ebd., S. 310.

<sup>449</sup> Ebd., S. 313.

<sup>450</sup> Ebd., S. 317.

Informationsübertragungsszenario reagiert die Organisation durch ihre Grenzstellen, das heißt durch die Beamten wie auch ihre Türen, panisch auf K.s Anwesenheit. Sie beruhigen sich erst, als K. »endlich beseitigt war«<sup>451</sup>, um »dann allmählich wieder in Bewegung« zu kommen. Deutlicher könnte nicht aufgezeigt werden, dass Renitenz »das Geschehen bremst«<sup>452</sup>.

In der behaupteten ‚Lückenlosigkeit‘ der Organisation ist K. selbst die »Möglichkeit des Aktenfehlers«<sup>453</sup>. In seinen anfänglichen, protestierenden Bestrebungen eben diese Diskrepanz auszugleichen, arbeitet er unversehens daran, sich selbst als Möglichkeit der Lücke auszulöschen. So verliert er zunehmend die Kraft, die Lücke(n) als Spielraum, als Möglichkeitsraum, als sich bietende Gelegenheit zu sehen. Vielmehr erlebt er seine Anstrengungen immer mehr als wiederholende »Enttäuschungen«<sup>454</sup>. Erst am Ende weiß er, was er zu erwarten hat: nichts.

## V Fazit

Die Querulanz, das hat die vorliegende Arbeit zu zeigen versucht, ist eine idiosynkratische Reaktion eines Individuums auf eine identitäre, als negativ empfundene Differenz Erfahrung, bei der nichts Geringeres als die Identität des Betroffenen auf dem Spiel steht. Die (medien-)historische Analyse preußischer Sozialsteuerung und ihre Auswirkungen auf das Subjekt, das haben Friedrich Kittler und Cornelia Vismann deutlich gemacht, ermöglichen erst die kommunikative Praxis des Querulanten. Dass der Querulant als exzessiver Kommunikator Gefahren, d.h. enormes Störpotenzial, in sich trägt, verdeutlichen die pathologischen wie therapeutischen Maßnahmen, in deren Zentrum er seit den Anfängen des 20. Jahrhunderts rückte.

Was hingegen passiert, wenn eben diese kommunikativen Medien der Rechtssprechung und Urteilsfindung, d.h. allgemein der Entscheidungsfindung, nicht greifen, verdeutlicht Heinrich von Kleist in *Michael Kohlhaas* ebenso wie die Werke seines Lesers Franz Kafka. Durch die literarischen Gestalten Kohlhaas und K. wird vielleicht am ehesten ersichtlich, dass der Querulant zwar ein Kämpfer, jedoch weder Rebell noch

---

<sup>451</sup> Ebd., S. 313.

<sup>452</sup> Lehmann 2011d, S. 176.

<sup>453</sup> Fraser 2016, S. 098.

<sup>454</sup> Kafka [1926], 1996, S. 293.

Revolutionär ist - das würde Flexibilität erfordern. Außerdem kämpft er für keinen moralischen oder ideologischen Zweck, für kein übergeordnetes Ziel oder für den totalen gesellschaftlichen wie politischen Umbruch. Vielmehr kämpft er für niemanden anders als sich selbst. Er kann keine Ambivalenz, keine Ungewissheit, kein Dazwischen-Sein aushalten, sondern muss klar Position beziehen - oder wie K. für nichts als die Unterscheidung selbst stehen. Durch sein renitentes Verhalten wird er selbst zur größten Störung der Organisation und in der von außen vorgeworfenen »stumpfen Gleichgültigkeit und Verschlafenheit«<sup>455</sup>, d.h. in seinem immer stärkeren »Verlangen nach immer vollständigerer Beschäftigungslosigkeit«<sup>456</sup>, ist K. schließlich »frei«<sup>457</sup> - frei von seinen blinden Prägungen wie von den Zwängen des bürokratischen Apparats .

Die Folgen der beschriebenen Reaktion, der blinden Prägung eines jeden einzelnen, können jedoch auch, wie Kleist exemplarisch macht, in den Tod führen oder, wie Franz Kafka zeigt, in den Schlaf als dessen nächstem Verwandten. Mit dem Schlaf einher gehen bei Kafka die Resignation und die Entscheidung nichts zu sein, d.h. nach Luhmann die Akzeptanz psychischer Enttäuschung. Als Ausgang kennt die Querulenz daher nur zwei Extreme - auch das zeigen Kleist wie Kafka meisterhaft: den idiosynkratischen Kippmoment, die erneute ausbruchsartige Reaktion, die - wie Erving Goffman und Joseph Vogl verdeutlichen - entweder in der eruptiven Entladung oder der absoluten Abkühlung mündet. Weil der Querulant den Konflikt auf alle Sachlagen überträgt und in seiner isolierten Position, in seiner ‚negativen Identität‘, wie Luhmann es nennt, ‚versteift, wird er gemieden. Der Querulant hat in seiner bedingungslosen Alternativlosigkeit keine Gesellschaft.

---

<sup>455</sup> Kafka [1926], 1996, S. 319.

<sup>456</sup> Ebd., S. 344.

<sup>457</sup> Kafka [1926], 1996, S. 297.

## VI Ausblick

Die Herausgeber von *Diven, Hacker, Spekulanten*, einem Glossar für Sozialfiguren der Gegenwart, Stephan Moebius und Markus Schroer, auf die bereits zu Beginn der Arbeit verwiesen wurde, charakterisieren Sozialfiguren explizit dadurch, dass sie in »verschiedene Sphären übergreifen [...] dass sie zwar aus verschiedenen Feldern stammen, ihre Tätigkeiten sich aber mehr und mehr verselbständigen [...] [wobei sie LK] ihr angestammtes Feld längst verlassen haben, um durch die gesamte Gesellschaft zu vagabundieren«<sup>458</sup>. Ebenso muss es sich also für den Querulanten verhalten, dessen Anfänge sich im administrativ wie pädagogisch reformierenden Preußen beobachten lassen, der als exzessiver Beschwerdeführer und folglich als Kläger auffällt, indem er die Arbeitskapazitäten der Verwaltung und des Rechts einschränkt, Arbeitsabläufe verlängert sowie Rechtsprozesse ‚verschleppt‘ und so in den Verdacht gerät über eine Lappalie personelle wie zeitliche Ressourcen absichtlich zu verschwenden. Wie die Arbeit gezeigt hat, ist der Querulant aufgrund seiner exzessiven Kommunikation aus der Sphäre des Rechts und der Verwaltung in die Sphäre der Medizin, genauer der Psychiatrie gerückt. Doch, wenn der Querulant - als Sozialfigur - angestammte Felder verlässt, wo ließe er sich noch beobachten?

Moebius und Schroer weisen darauf hin, dass sich Sozialfiguren »[z]uweilen überschneiden«<sup>459</sup> können und nennen als Beispiele für solche Verbindungen den Flüchtigen und den Fremden oder den Migranten und den Touristen. Dementsprechend ist es denkbar, dass sich auch der Querulant gelegentlich mit einer anderen Sozialfigur überschneidet. Eine solche Sozialfigur, die dem Querulant in seinem Gespür für Diskrepanzen von Soll- und Ist-Zuständen gleicht, könnte ‚der Hacker‘ sein, dem es entgegen üblicher Darstellungen vielmehr darum geht »Gesetze zu folgen, als diese zu brechen«<sup>460</sup>. Der Hacker ist parallel zum Querulanten eine Figur der Wiederholung und der Schriftlichkeit. Allerdings schreibt er keine Suppliken oder Beschwerden, sondern Codes und Programme mit dem Ziel »neue, wegweisende Problemlösungen«<sup>461</sup> zu finden. Sein Vorgehen wird als »iterativ, kombinatorisch, schnell und zumeist

---

<sup>458</sup> Moebius, Schroer 2010, S. 8.

<sup>459</sup> Ebd.

<sup>460</sup> Erickson 2009, S. 1.

<sup>461</sup> Funken 2010, S. 193.



unsichtbar«<sup>462</sup> beschrieben. Auch der Querulant bleibt lange Zeit ungesehen d.h. unerhört und agiert in der Verknüpfung von juristischen Floskeln ebenfalls kombinatorisch. Ähnlich wie beim Querulanten, kommt es bei den Schriftstücken des Hackers nicht nur auf den Inhalt, sondern ebenso auf deren Form an. So galt der Begriff ‚*Hacker*‘ in seiner Anfangszeit während der 50er und 60er Jahre, an seinem Geburtsort dem Massachusetts Institute of Technology, genauer dem dort ansässigen Club von Modelleisenbahnfreunden, »als Auszeichnung für Einfallsreichtum und Hartnäckigkeit bei Problemlösungen [durch LK] besonders kreative, virtuose und elegante Lösungen für Schaltkreise«<sup>463</sup>.

Die querulatorische (Prozess-)Verzögerung oder die Überforderung administrativer Abläufe und kommunikativer Kanäle kann der »Entlarvung von Sicherheitslöchern« des Hackers entsprechen, die je nach Motiv gleichzeitig zur »Verbesserung bestehender Infrastrukturen«<sup>464</sup> und/ oder zur persönlichen Bereicherung führen können. Durch das Aufzeigen von (Sicherheits-)lücken des bis dato (technisch) Udenkbaren, d.h. dem Aufzeigen der Diskrepanz zwischen erklärten Soll- und tatsächlichen Ist-Zuständen, treten auch bei staatlichen Reaktionen auf ‚*Hacks*‘ verlangsamende Prozesse ein. Diese bestehen entweder aus Prozessen der Restauration bzw. Adaption und brauchen daher Zeit oder aber sie gehen über die Lahmlegung digitaler Infrastrukturen hinaus und setzen ihre urbanen Äquivalente bspw. öffentliche Verkehrsnetze und -mittel außer Kraft. Die Querulanz wie auch das Hacking bleiben nie unbeantwortet.

Der Hacker kreierte die Lücke durch ihre Entdeckung d.h. er selbst schafft jene Lücke, die die behauptete Diskrepanz belegt. Dabei besteht das querulatorische Gefahrenpotential des Hackers, mit Kittler formuliert, in seiner Macht die »Kanäle technischer Datenverarbeitung rechtzeitig zu besetzen«<sup>465</sup>. *Rechtzeitig*‘ heißt hier, bevor den Schöpfern und Architekten dieser Kanäle und Straßen klar wird, dass eine Besetzung, ein Eingriff - das Verweisen auf eine Lücke - an dieser Stelle und zu diesem Zeitpunkt überhaupt (noch) möglich ist. Dass sich der Hacker dabei nicht nur im virtuellen Raum bewegt, sondern ebenso ein Akteur des urbanen Raums ist und somit als Querulant der Straße bezeichnet werden kann, lässt sich mit Kittlers Text *Die Stadt*

---

<sup>462</sup> Ebd., S. 190.

<sup>463</sup> Ebd., S. 191.

<sup>464</sup> Ebd.

<sup>465</sup> Ebd., S. 241.

*als Medium* (1995) verdeutlichen. Dort bringt Kittler auf beeindruckende Weise »das Funktionieren der Stadt auf Begriffe der allgemeine[n] Informatik«<sup>466</sup> auf den Punkt und zeigt so, wie nahe sich Stadt und Computer in ihren Prozessen und Architekturen sind. Die Stadt, so Kittler, besteht nicht nur aus gepflasterten Straßen und Kreuzungen, sondern ebenso aus unzähligen, unsichtbaren Netzen, aus Kupfer- und Glasfasern, die sich überlappen und ständig wachsen.

In fluiden Datenströmen- und Netzwerken, die sich der »Speicherung, Übertragung und Verarbeitung von Informationen« verschrieben haben, also als solche »nichts anderes«<sup>467</sup> als Medien sind, trägt der Hacker zur Erhaltung ihrer Funktion durch das Aufzeigen von Diskrepanzen bei.

---

<sup>466</sup> Kittler 1994, S. 236.

<sup>467</sup> Ebd., S. 235.

## Literaturverzeichnis

Barthes, Roland (1996): *Die Lust am Text*, [1974]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bateson, Gregory (1985): *Ökologie des Geistes*. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Baecker, Dirk (1999): *Organisation als System*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- (2004): Bürokratie und Kapitalismus, in: *Wozu Soziologie?*. Berlin: Kadmos, S. 150-188.

Balke, Friedrich (2001): *Kohlhaas und K. Zur Prozessführung bei Kleist und Kafka*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 103, S. 503-529.

Bovenschen, Silvia (2007): *Über-Empfindlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Campe, Rüdiger (2004): Kafkas Institutionsroman. Der Proceß, Das Schloß“ in: Rüdiger Campe (Hg.), *Gesetz - Ironie: Festschrift für Manfred Schneider*, Heidelberg, S. 197-208.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus*, [1980]. Berlin: Merve.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (2014): *Kafka: Für eine kleine Literatur*, [1976]. Frankfurt: Suhrkamp.

Dinger, Andrea/Koch, Uwe (1991): *Querulanz in Gericht und Verwaltung*. München: C. H. Beck.

Erickson, Jon (2009): *Hacking. Die Kunst des Exploits*. Heidelberg: dpunkt. Verlag.

Foucault, Michel (2002): Die Entwicklung des Begriffs des »gefährlichen Menschen« in der forensischen Psychiatrie des 19. Jahrhunderts, in: ders., *Dits et Ecrits. Schriften III*, [1978]. Frankfurt am Main, S. 568-594.

- (1992): Andere Räume, in: Karlheinz Barck et. al (Hrsg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, [1990]. Leipzig, S. 34-46.

- (1995): *Wahnsinn und Gesellschaft*, [1969], Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fühmann, Franz (1999): *Der glückliche Ritter von Trinitat - oder Wie wird man Oberdiskutierer*, Rostock: Hinstorff Verlag.

Funken, Christiane (2010): Der Hacker, in: Moebius, Stephan/Schroer, Markus (2010), *Diven, Hacker, Spekulanten - Sozialfiguren der Gegenwart*, (2010). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 190-20.

Fraser, Jake (2016): Die Welt der Akten: Kafka und amtliches Schreiben, in: Friedrich Balke, Bernhard Siegert und Joseph Vogl (Hg.), Archiv für Mediengeschichte, Band 16, *Medien der Bürokratie*, S.087-098.

Freud, Sigmund (2000): *Studien zur Hysterie*. [1895], Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

v. Foerster, Heinz (1993): *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gaderer, Ruppert (2012): *Q - Querulanz. Skizze eines exzessiven Rechtsgefühls*. Kleiner Stimmungs-Atlas in Einzelbänden, Bd. 7. Berlin: Textem.

- (2013a): Schatten der Bürokratie, in: Friedrich Balke, Bernhard Siegert und Joseph Vogl (Hg.), Archiv für Mediengeschichte, Band 13, *Mediengeschichte nach Friedrich Kittler*, S. 045-056.
- (2013b): Querulatorisches Schreiben, in: Engell, Lorenz/Bernhard Siegert (Hg.), Zeitschrift für Medien und Kulturforschung, 2/2013, Schwerpunkt: *ANT und die Medien*, S. 37-52.
- (2014): Geschwätz: Freud/Ferenczi/Kafka, in: Jan Niklas Howe/ Kai Wiegandt (Hg.), *Trieb. Poetiken und Politiken einer modernen Letztbegründung*. Berlin: Kadmos, S. 169-188.

Gehring, Petra (2012): *Leuchtende Unordnung, aufscheinende Ordnungen*, Laudatio anlässlich der Verleihung des Meister Eckhart Preis 2012 an Michel Serres, abrufbar unter: <http://ihm64.hautetfort.com/media/01/02/3446226907.pdf> (Letzter Aufruf: 14.04.2017, 10:53 Uhr).

Goffman, Erving (1952): *On Cooling the Mark Out - Some Aspects of Adaptation to Failure*, in: *Psychiatry: Journal of Interpersonal Relations* 15/1952, S.451-63.

Hinze, Kurt (1981): Die Bevölkerung Preußens im 17. und 18. Jahrhundert nach Quantität und Qualität (1927/1963), in: Otto Büsch/Wolfgang Neugebauer (Hg.), *Moderne Preußische Geschichte 1648-1947* (1981). Berlin, New York, De Gruyter: S. 282-315.

Kafka, Franz (1996): *Das Schloß*, [1926], Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kafka, Franz (1986): Der Bau, in: Kafka, Franz: *Die Verwandlung und andere Tiergeschichten*, [1923/24]. Berlin: Buchverlag Der Morgen.

Kittler, Friedrich (1985): *Aufschreibesysteme 1800-1900*. München: Wilhelm Fink.

- (1988): Das Subjekt als Beamter, in: Frank, Manfred/Raulet, Gérard (Hg.), *Die Frage nach dem Subjekt* (1988). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 401-420.

- (1993): Die Stadt als Medium, in: Fuchs, Gotthard/ Voltmann, Bernhard/ Prigge, Waler (Hg.), *Mythos Metropole*, (1993). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S.228-244.

Kleist, Heinrich von (2012): *Michael Kohlhaas*, [1810]. Berlin: Insel Verlag.

Koselleck, Reinhart (1989): *Preußen zwischen Reform und Revolution*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Lehmann, Maren (2011a): *Mit Individualität rechnen: Karriere als Organisationsproblem* (1. Aufl.). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

- (2011b): Ratten im Labyrinth, oder: Lernen mit Theseus, in: ders., *Theorie in Skizzen*, Berlin: Merve, S. 98-116.

- (2011c): Wie ist verlernen möglich?, in: ders., *Theorie in Skizzen*, Berlin: Merve, S. 117-143.

- (2011d): Negative Distanz, in: ders., *Theorie in Skizzen*, Berlin: Merve, S. 173-207.

Luhmann, Niklas (1987): *Archimedes und Wir: Interviews*. Berlin: Merve.

- (1995): *Das Recht der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1999): *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, Schriftenreihe der Hochschule Speyer, Band 20, [1964]. Berlin: Duncker & Humblot.
- (2013): *Legitimation durch Verfahren*, [1983]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Meisel, Gerhard (1994): Türen. Zu Texten von Franz Kafka, in: Manfred Voigts (Hg.), *Franz Kafka „Vor dem Gesetz“: Aufsätze und Materialien*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 45-77.

Moebius, Stephan/Schroer, Markus (2010): *Diven, Hacker, Spekulanten - Sozialfiguren der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rorty, Richard (1992): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Shannon, Claude (1952): Presentation of a Maze Solving Machine, in: (Hg.), Heinz von Foerster, Margaret Mead, Hans Lukas Teuber: *Cybernetics. Circular Causal and Feedback Systems in Biological and Social Systems*. Transactions of the Eighth Conference, March 15-16, 1951, New York, S. 173-180.

Simmel, Georg (1992): Exkurs über den Fremden, in: *Soziologie - Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe Band 11, [1908]. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 764-790.

Serres, Michel (1994): *Der Naturvertrag*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ulbricht, Otto (1996): Supplikation als Ego-Dokumente, in: Winfried Schulze (Hg.), *Ego-Dokumente: Annäherungen an den Menschen in der Geschichte*. Berlin: Akademie Verlag, S.149-172.

Vismann, Cornelia (2011): *Akten. Medientechnik und Recht*. Berlin: S. Fischer.

Vogl, Joseph (2000): *Gesetze des Amoks. Über monströse Gewöhnlichkeiten*, in: Martin Bauer (Hg.), *Neue Rundschau*, Heft 4/2000, Berlin, S. 77-90.

- (2010): Der Amokläufer, in: Moebius, Stephan/Schroer, Markus (2010), *Diven, Hacker, Spekulanten - Sozialfiguren der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 12-25.

- (2013): »Schloss«-Topographien - Lektüren zu Kafkas Romanfragment, Vogl, Joseph/ Kleinwort, Malte (Hg.). Bielefeld: transcript.

- (2014a): Menschliche Bestien. Zur Entstehung der Triebe, in: Jan Niklas Howe/ Kai Wiegandt (Hg.), *Trieb. Poetiken und Politiken einer modernen Letztbegründung*. Berlin: Kadmos, S. 92-106.

- (2014b): *Über das Zaudern*. Berlin, Zürich: Diaphanes.

Von der Heyde, W. G. (1820): *Repertorium der Polizeigesetze und Verordnungen in den Königlich Preußischen Staaten: ein Handbuch für die mit der Polizeiverwaltung beauftragten Beamten*, Bd. 2, S. 517-524.

(<https://opacplus.bsb-muenchen.de/Vta2/bsb10766737/bsb:BV035436609?page=6>  
Letzter Aufruf: 04.04.2017, 14:04)

Weber, Alfred (2000): *Der Beamte*. Schriften zur Kultur- und Geschichtssoziologie (1906-1958), [1910]. Marburg: Metropolis Verlag.

Woolf, Virginia (2012): *Ein eigenes Zimmer*, [2001]. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

## **Ehrenwörtliche Erklärung**

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Bachelorarbeit mit dem Titel:

### **Der Querulant. Untersuchung einer Sozialfigur**

selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt habe. Die Übernahme wörtlicher Zitate sowie die Verwendung der Gedanken anderer habe ich an den entsprechenden Stellen kenntlich gemacht. Ich bin mir bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Folgen haben wird.

Friedrichshafen, den 20. Mai 2017